J. Gerstner sc.

Geschichte
Papst Pius
des
Sechsten.

1799.

I.

Geburt und Vaterland Pius VI. — Seine erste Beschäftigungen in Rom. — Er wird Schatzmeister, Cardinal, und endlich Papst.

Unter die überraschendsten Auftritte unserer stürmischen Zeitgeschichte gehört unstreitig auch das Schicksal des Kirchenstaates und seines Oberhaupts.

Papst Pius VI. starb als Staatsgefangener einer atheistischen demokra-

schen Republik, des nähmlichen Staats, dessen unumschränkter König noch vor zehn Jahren der erstgeborne Sohn der Kirche hieß. Der zwey und achtzigjährige Greis, welcher im Monath Februar 1775 in der Hauptstadt der christkatholischen Welt vom heiligen Collegio der Cardinäle die Adoration (Anbethung) empfing, und auf Menschenschultern getragen, seinen Einzug in das erste Gebäude der Welt hielt, wurde noch in seinen letzteren Lebenstagen, von einer Rotte sanscüllottischer Kriegsknechte umringt, von Stadt zu Stadt geschleppt, und wußte keinen Tag, wo er sein müdes Haupt niederlegen würde. Man sollte es beynahe ein Glück für ihn nennen, daß er während seiner ganzen Regierung schon Bitterkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art zu erdulden hatte, weil er dadurch gleichsam vorbereitet ward, die größte aller möglichen, die gänzliche Zer-

störung seiner hierarchischen und politischen Existenz, mit mehr Gleichmuth zu ertragen.

Die Regierung Pius VI. ist in jedem Betracht voll wichtiger Ereignisse: dieser Papst wurde in so kritische Lagen versetzt, in so gefährliche Fehden verwickelt, daß seine Geschichte für jeden denkenden Menschen, für jeden Liebhaber der Kirchengeschichte, für jeden Beobachter der großen Weltbegebenheiten, höchst anziehend wird. Welch eine Kluft zwischen dem Papstthum Gregor VII. und Pius VI.!

Die Geschichte dieses letzteren wollen wir beschreiben, jene Vorfälle aus seinem Papstthum nähmlich, die der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig sind, und wobey folglich alle jene minder bedeutenden Umstände keinen Platz finden können, die keinen Einfluß auf das po-

litische oder hierarchische Interesse des päpstlichen Stuhls selbst, oder auf das Interesse der mit jenem Stuhle in einiger Verbindung stehenden Staaten haben. Unser Zeitalter ist so reich an großen, des Griffels der Weltgeschichte würdigen Begebenheiten, daß es eine Unbescheidenheit gegen das Publicum wäre, ihm die Zeit mit Erzählung kleinlicher oder folgenloser biographischer Umstände zu rauben.

* *
*

Pius VI. wurde am 27. December 1717 in der zum Kirchenstaat gehörigen Stadt Cesena geboren. Sein Nahme war Johann Angelus Braschi, und seine Familie war ohne Glanz; doch gehörte sie in die Classe der niederen Edelleute seiner Provinz. Braschi studierte, und ging noch

ziemlich jung nach Rom, um daselbst sein Glück zu machen. Er hatte eine ausgezeichnet ansehnliche Figur und eine glückliche Gesichtsbildung: zwey Eigenschaften, die zwar kein wesentliches Verdienst ausmachen, aber einem jungen, in die Welt tretenden Manne manche Vortheile, oft sogar über gegründetes Verdienst gewähren. In Rom erwarb er sich die Gnade und den Schutz des Cardinal Ruffo; und da der damahlige Papst Benedict XIV. eben eines Secretärs bedurfte, wurde Braschi von Ruffo zu dieser Stelle empfohlen, vom Papste angenommen, in Geschäften gebraucht, und erhielt zur Belohnung bald ein Canonicat an der St. Peters-Kirche in Rom. Dieß war die erste, und in manchem Betracht schon sehr günstige Grundlage zu einem höheren Glück, welches auch nicht lange zögerte: denn der auf Benedict XIV. folgende Papst Clemens XIII. ernannte Braschi zum Auditor des Cardinal

Kämmerling *), und bald darauf zum Schatzmeister der apostolischen Kammer; ein sehr wichtiger Platz, der einem Manne von Thätigkeit und Talenten Gelegenheit darbiethet, sich einen höchst ausgedehnten Wirkungskreis zu verschaffen und mehr Einfluß zu gewinnen, als der Kämmerling selbst. Braschi bekleidete dieses Amt mit Ehren: er entwickelte seine Talente; er erwarb sich dabey den Ruf eines unbestechlichen, ehrlichen Mannes, und gewann die allgemeine Achtung.

Papst Clemens XIV. hatte eine so gute Meinung von Braschi gefaßt, daß er ihn zum Cardinal erhob, doch entzog er ihm bald

*) Der Cardinal Kämmerling ist das Oberhaupt der apostolischen Kammer, und folglich das, was in andern Ländern der Finanz-Minister ist.

hernach großen Theils das Vertrauen wieder, welches er ihm Anfangs geschenkt hatte. Die Ursachen dieser Veränderung sind bisher unbekannt geblieben.

Am 22. Septemb. 1774. starb Clemens XIV. und die Wahl seines Nachfolgers hatte größere Schwierigkeiten, als schon seit langer Zeit irgend eine Papstwahl gehabt hatte.

Clemens XIII. (Rezzonico) war wohl ein frommer Mann, aber schwach an Geist, und ohne allem Sinn für politische Verhältnisse. Er hatte durch unüberlegte Hitze und Halsstarrigkeit, und endlich durch sein beleidigendes Benehmen gegen den Herzog von Parma, die gesammten bourbonischen Höfe bis zur äußersten Bitterkeit gereitzt. Er starb im Jahre 1769 unter Weinen und Wehkla-

gen über die Drangsalen, wodurch der römische Hof gekränkt wurde, obschon er selbst viele Ursachen dazu gegeben hatte. Der größte Stein des Anstoßes zwischen dem römischen und den bourbonischen Höfen waren die Jesuiten, diese einst allmächtige Gesellschaft, welche durch die ihr in der ganzen katholischen Welt überlassene Erziehung der Jugend, besonders der höheren Stände, Gelegenheit hatte, die besten Köpfe alle sich einzuverleiben, und dadurch einen Einfluß erwarb, den sie weit über die Grenzen ihrer Bestimmung ausdehnte. Zwar hatten die bourbonischen Höfe die Jesuiten bereits aus ihren Staaten verbannt; allein damit waren sie noch nicht zufrieden: sie wollten den Orden gänzlich aufgehoben, und zwar durch den römischen Stuhl selbst auf die feyerlichste und gesetzmäßigste Art aufgehoben wissen. Dieser Umstand erschwerte die Papstwahl nach dem

Tode Clemens XIII. schon ungemein. Glücklicher Weise fand man damahls den Minoriten Ganganelli, der ungeachtet seiner Cardinals-Würde einsam in seinem Kloster lebte, sich an keine Partey hing, und keine Partey machte; einen Mann von schlichtem Menschenverstand, der klug und verträglich war; der Muth genug besaß, nützliche Dinge trotz entgegen stehender Schwierigkeiten auszuführen, und dabey doch Mäßigung genug, nichts zu übereilen und nichts zu überspannen. Diesen Mann hielten die bourbonischen Minister für den tauglichsten, um auf den Stuhl Petri zu kommen; nach vielen Schwierigkeiten erreichten sie ihren Endzweck, und Ganganelli wurde Papst Clemens XIV. Im Jahre 1773 hob er den Jesuiten-Orden durch eine eigene Bulle gänzlich auf, und schon im Jahre 1774 starb er.

Nun war der römische Stuhl abermahls ledig, und beynahe noch schwerer zu besetzen als das vorige Mahl.

Am 5. October 1774 wurde das Conclave zur neuen Papstwahl eröffnet. Es arbeiteten dieses Mahl zwey sehr mächtige Parteyen gegen einander: die Partey der so genannten Eiferer, und die Partey der weltlichen katholischen Höfe. Die Eiferer waren zum Theil solche Cardinäle, welche die Aufhebung der Jesuiten gänzlich mißbilligten, und sich vornahmen, die Herstellung derselben wieder zu bewirken, zum Theil solche, welche der allmähliche Verfall des päpstlichen Ansehens kränkte, und die deßwegen einen Papst wollten, der weniger nachgiebig gegen die weltlichen Höfe seyn, und durch fromme Standhaftigkeit den alten Glanz der Kirche und des päpstlichen Stuhles wieder herstellen sollte. Die Partey

der Höfe wollte gerade das Gegentheil von diesem allen. Der künftige Papst sollte nicht nur kein Freund und Gönner der Jesuiten seyn; er sollte vielmehr durch neue kräftige Maßregeln alle noch übrigen Spuren des Jesuiten-Ordens vertilgen, und jede Art von Auflebung jener Gesellschaft auf ewige Zeiten unmöglich machen. Er sollte ferner ein Mann seyn, entfernt von Fanatismus und Streitsucht, und von dem sich hoffen ließ, daß er die alten übertriebenen Ansprüche und Anmaßungen des römischen Hofes selbst anerkennen, davon abstehen, gegen die katholischen Höfe nachgiebig seyn, und sich den Revindicationen ihrer Souveränitäts-Rechte in Kirchensachen nicht widersetzen werde.

Da beynahe alle Cardinäle zur einen oder zur anderen Partey gehörten, so sieht man leicht ein, wie schwer es halten mußte, die zu

einer rechtmäßigen Papstwahl nöthigen Stimmen für Ein Individuum zusammen zu bringen.

Gleich Anfangs hatten die Eiferer ziemlich sichtbar die Oberhand. Etwas später aber kamen noch einige Cardinäle aus Frankreich, Spanien und anderen katholischen Staaten an, und dann wurde der Streit etwas gleicher. Man hielt eine Stimmensammlung über die andere; aber es fand sich bey weitem niemahl die gehörige Zahl für diesen oder jenen Candidaten; und das Jahr 1774 verfloß, ohne daß ein Papst gewählt war.

Der spanische Hof begünstigte sehr thätig den Cardinal Pallavicini; der wiener Hof einiger Maßen den Cardinal Visconti; auch der Cardinal Migazzi kam in Vorschlag. Allein die starke Partey der Eife-

rer betrachtete sie als Hofkreaturen, und schloß sie schon deßwegen mit Nachdruck aus. Man mußte endlich auf einen von jenen wenigen Cardinälen kommen, die zu keiner Partey gehörten: unter diesen befand sich Braschi, jedoch mit dem Verdacht, daß er einiger Maßen den Jesuiten geneigt sey. Da man sich über niemanden vereinigen konnte, so verfiel man auf diesen letztern. Besonders ließ es sich der Cardinal Zelada angelegen seyn, endlich eine bestimmte Wahl zu Stande zu bringen: er bewies den Eiferern, daß sie nichts von Braschi zu besorgen hätten; er bürgte den Ministern der Höfe, daß Braschi sich gewissenhaft an die von seinem Vorfahrer eingegangenen Verbindungen halten würde. Am 14. Februar 1775 war noch eine Stimmensammlung, und alle fielen zu Gunsten des Cardinal Braschi aus. Sogleich ging das heilige Collegium in Corpore nach

seiner Celle, um ihm die Wahl anzudeuten, und die so genannte Adoration zu leisten.

Der Cardinal Bernis, ein feiner Kopf, ein großer Welt- und Menschenkenner, und ein Mann, der den Zustand der Dinge in Rom vorzüglich zu beurtheilen im Stande war, machte von dem neuen Papste, als er die Wahl desselben seinem Hofe ankündigte, folgende treffende Schilderung.

„Man glaubt, daß der Cardinal Braschi diese Stelle auf eine würdige Art bekleiden werde: wenigstens hat das Publicum stets eine günstige Meinung von ihm gehabt, und jedermann gesteht ein, daß er Einsichten, Frömmigkeit und eine strenge Ehrlichkeit besitzt, von der er nie abgewichen ist. Schon als ein junger Mann erwarb er

sich die Hochachtung Benedict XIV. und dieser aufgeklärte Papst öffnete ihm die Bahn der Ehrenstellen. Unter dem Papstthum Clemens XIII. stand er sehr in Gunst, und doch hat man ihm nie irgend einen Schritt zur Last gelegt, der ihn des Fanatismus hätte verdächtig machen können. Von Clemens XIV. wurde er zum Cardinal gemacht; aber bald nachher brachten einige übel gesinnte Personen dem Papst eine widrige Meinung von ihm bey. Braschi ertrug seine Ungnade, ohne darüber zu klagen, und schien bloß der vom Papste empfangenen Wohlthaten eingedenk zu seyn. Kurz, sein ganzes Betragen stellt ihn als einen ehrlichen Mann dar, als einen Mann voll Muth, Festigkeit, Klugheit und Mäßigung. Indessen kann man nicht für alle Ereignisse bürgen, welche vielleicht aus gewissen Umständen

entstehen können, auch nicht für die Veränderungen, welche eine zu große Erhöhung in dem Charakter und Geist der meisten Menschen bewirkt. Gott allein kennt das Herz des Menschen, und wir können bloß nach dem äußeren Scheine urtheilen."

II.

Erste Verfügungen des Papstes in Regierungssachen. — Streitige Verhandlungen mit Spanien, Preußen und Rußland.

So bald der bisherige Cardinal Braschi zum Papst erwählt war, nahm er den Nahmen Pius VI. an. Nachdem seine Wahl in der Wahlkapelle proclamirt war, warf er sich auf die Knie, und verrichtete ein so rührendes Gebeth, daß alle Anwesende darüber in Thränen ausbrachen; dann wandte er sich an die Cardinäle und

sprach zu ihnen: „Ehrwürdige Väter! Eure Versammlung ist nun geendet, aber wie unglücklich ist das Resultat davon für mich ausgefallen!“ Diese Worte, welche man damahls für weiter nichts als einen Ausdruck von Bescheidenheit nehmen konnte, sind in der Folge für Pius VI. nur zu treffend in Erfüllung gegangen.

Das Publicum von Rom, welches eine ziemlich unruhige und eigensinnige Volksmasse ausmacht, schien Anfangs nicht sehr mit der Wahl Pius VI. zufrieden zu seyn: es betrachtete ihn als einen Zögling der Rezzonico, deren unbesonnener Religionseifer den römischen Stuhl in eine so gefährliche Lage versetzt, und die Einziehung von Benevent und Avignon veranlaßt hatte.

Der neue Papst, welcher dieses erfuhr, ließ sich eifrig angelegen seyn, die gegen ihn herrschenden übeln Begriffe zu zerstreuen, und eine günstige Meinung von sich zu erwecken. Er theilte Geld unter die Armen aus. Er ließ eine alte dürftige Frau nach Rom kommen, welche ihn in seiner Kindheit gepflegt hatte. Bey der ersten Austheilung von geistlichen Würden und Aemtern wählte er die biedersten und ärmsten Prälaten. Neben diesen Handlungen der Wohlthätigkeit gab er auch einige Beweise von Strenge: der Prälat Potenziani, Gouverneur von Rom, erhielt einen scharfen Verweis, weil er sich nicht klug und thätig genug bewies, den in der Stadt Rom herrschenden Unordnungen abzuhelfen. Auch kündigte der Papst an, daß er allen denjenigen ihre Aemter wieder abnehmen würde,

welche dieselben auf eine unrechtliche Weise erworben hatten. Er zog einige überflüssige Pensionen ein, und ersparte dadurch der apostolischen Kammer eine jährliche Ausgabe von 40000 römischen Thalern (Scudi.) Er versprach den Cardinälen, daß er sie über alle Angelegenheiten zu Rathe ziehen würde. Er zeigte sich gütig, arbeitsam, mäßig, und versagte niemanden den Zutritt zu sich, der in Geschäften oder andern erheblichen Angelegenheiten mit ihm sprechen wollte. Auf diese Art gewann er sich in kurzem die Achtung und Liebe beynahe des ganzen Publicums.

Schwerer wurde es ihm, die Partey der Eiferer und die bourbonischen Höfe zu befriedigen. Es war weder den erstern, noch den letzteren genug, einen Papst zu haben

der ihnen nicht entgegen war: auch die Stellen der ersten Minister und Rathgeber des Papstes sollten mit solchen Cardinälen besetzt werden, die ihnen nicht mißfällig wären. Nach einigem Schwanken, und nach einigen geheimen Verhandlungen wurde der Cardinal Pallavicini Staats-Secretär; Cardinal Negroni bekam die Datarie, und der Cardinal Conti wurde Secretär der Breven. Mit dieser Wahl waren beyde Parteyen so ziemlich zufrieden.

Diese Zufriedenheit war jedoch von keiner Dauer. Die Eiferer wollten, daß der Papst ihnen zum Werkzeug ihrer Rache dienen, und die angeblichen Ungerechtigkeiten seines Vorfahrers wieder gut machen sollte. Der Jesuiten-General Ricci und einige sehr hitzige Anhänger der Gesellschaft Jesu waren in der

Engelsburg verhaftet worden, und man hatte gegen sie den förmlichen Prozeß angefangen. Die Eiferer verlangten, daß die Verhafteten jetzt ohne weiteres frey gesprochen und losgelassen werden sollten; allein Pius VI. hatte Muth genug zu erklären, daß die Angeklagten nach dem gewöhnlichen Weg Rechtens sollten behandelt werden. Indessen starb Ricci einige Zeit nachher in der Engelsburg, und somit hatte der Prozeß von selbst ein Ende.

Mit dem spanischen Hofe bekam der Papst auch sogleich einen Streithandel. Ein Spanier, Nahmens Johann Palafox, war im vorigen Jahrhundert Bischof in Mexico: dieser Mann hatte sich durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit einen sehr ausgebreiteten guten Ruf erworben; noch bekann-

ter aber war er durch seine Streitigkeiten mit den Missionarien der Jesuiten geworden, von welchem Orden er einer der heftigsten Gegner seiner Zeit war. König Philipp IV. rief ihn nach Spanien zurück, und gab ihm daselbst ein Bisthum, wo er ein exemplarisch frommes Leben führte, und im Geruch der Heiligkeit starb, auch bald nach seinem Tode selig gesprochen wurde. Nachdem der spanische Hof die Jesuiten aus seinen Staaten verbannt hatte, verlangte er, daß Palafox sollte heilig gesprochen werden. Clemens XIV. fing den Canonisations-Prozeß an, starb aber bald darauf. Die erste Gefälligkeit, welche der spanische Hof von dessen Nachfolger forderte, war die Beendigung dieses Prozesses, Pius VI. ließ sich auch die Sache angelegen seyn; allein es fanden sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten; am Ende

wurde sogar die Orthodoxie des frommen Palafox verdächtig und zweifelhaft gemacht, und der Papst fand sich berechtiget zu erklären, daß es noch lange nicht Zeit sey, die Canonisation desselben vorzunehmen, und daß er einstweilen bloß in dem Range der Seligen bleiben müsse. Der spanische Hof fügte sich zwar in diesen Ausspruch, aber er war doch unzufrieden darüber, und schöpfte schon von dieser Zeit an ein Mißtrauen gegen Pius VI., das ihn bewog, auf alle ferneren Schritte dieses Papstes mit einer ungemeinen Strenge zu wachen.

Viel ernsthafter war die Verlegenheit, in welche Pius VI. um eben diese Zeit durch den König von Preußen versetzt wurde. Friederich II. hatte in Schlesien und in den bey der ersten pohlnischen Theilung erworbenen

Provinzen mehrere Jesuiten-Collegien. Als Clemens XIV. den Orden aufhob, blieben die Jesuiten dieser Provinzen ganz in ihrer alten Verfassung. Der König ließ das Aufhebungs-Breve nicht publiciren, und somit hielten sich die Väter der Gesellschaft für berechtiget, die Existenz jenes Breve zu ignoriren. Pius VI. ließ den König Friederich durch dessen Agenten in Rom ersuchen, das Aufhebungs-Breve auch in seinen Staaten zu exequiren; allein Friederich antwortete: „Da man ihn über die Aufhebung des Ordens nicht zu Rathe gezogen habe, so sey sie für ihn, als ob sie nicht geschehen wäre; er glaube also das Recht zu haben, ganz davon zu abstrahiren, und lasse die in seinen Staaten befindlichen Jesuiten auf dem alten Fuße." Der Papst machte wohl noch einige Einwürfe gegen diese sonderbare Erklärung des preußischen Königs, sagte aber end-

lich dem Agenten desselben: „Es stehe nicht in seiner Macht, den Ausspruch seines Vorgängers zu widerrufen, weil sich die katholischen Höfe zu heftig dagegen setzen würden; er verspreche aber feyerlich, daß er die in Preußen bestehende Gesellschaft niemahl für irregulär erklären werde.“

Als die Minister von Spanien und Frankreich diese unerwartete Aeußerung des Papstes erfuhren, gingen sie sogleich zu demselben, machten ihm Vorstellungen und sogar derbe Vorwürfe. Der Papst entschuldigte sich damit, daß man seine Worte mißverstanden und unrecht ausgelegt habe, und erneuerte seine mit jenen Höfen eingegangenen Verbindlichkeiten. Um zu beweisen, daß es ihm damit Ernst sey, forderte er von dem König von Preußen, daß die Jesuiten in seinen Staaten

ihr Ordenskleid, welches sie bisher noch immer trugen, ablegen mußten, und ferner weder predigen, noch sich mit Austheilung der Sacramente abgeben dürften. Friederich II. willigte darein, und ließ ihnen dieses zu Anfang des Jahrs 1776 durch den Bischof von Breslau befehlen; aber die öffentlichen Schulen ließ er ihnen noch allenthalben, wo sie dieselben bisher inne gehabt hatten; auch durften sie unter der äußeren Gestalt von Weltpriestern in ihren ehemahligen Collegien beysammen wohnen; denn der König hatte sich hierüber öffentlich mit folgenden Worten geäußert: „Es liegt mir daran, daß meine katholischen Unterthanen eine weise und einförmige Erziehung in der Religion ihrer Väter erhalten. Ueber das Talent zur Erziehung haben die Jesuiten Beweise gegeben, und sie können dieselbe nur dann gehörig be-

sorgen, wenn sie gemeinschaftlich zusammen leben: und darum sollen sie fortfahren so zu leben.“

Die Kaiserinn von Rußland hatte, wie bekannt, bey der ersten, im Jahre 1772 vorgenommenen Theilung Pohlens die nordöstliche Spitze von Lithauen erhalten, in welchem Strich Landes die Städte Mohilow und Polock liegen. In diesen beyden Städten waren Jesuiten-Collegien, als in dem darauf folgenden Jahre der Orden aufgehoben wurde.

Bey diesem Vorfalle benahm sich die Kaiserinn Katharina II. gerade so, wie König Friederich II. Sie ließ das Aufhebungs-Breve in ihren Provinzen nicht publiciren; ließ die Jesuiten in Mohilow und Polock in ihren Collegien und in ihrer ganzen ehemah-

rigen Ordensverfassung beysammen, und zwar ebenfalls aus dem angeblichen Beweggrunde, daß die Jesuiten allein zur Erziehung der Jugend tauglich wären.

Ein lithauischer Edelmann und katholischer Geistlicher, welcher sich in Warschau aufhielt, hatte die Zuneigung der dort befindlichen russischen Minister, und sogar die Freundschaft des päpstlichen Nuntius zu gewinnen gewußt. Auf Verlangen des russischen Hofes und auf Anempfehlung des Nuntius, ernannte ihn der Papst zum Bischof von Mallo, in partibus; von dieser Zeit an nahm er seinen Sitz zu Mohilow, und nannte sich Bischof von Mohilow und Weiß-Reussen, welches ihm der russische Hof bewilligte. Die Propaganda zu Rom ertheilte ihm ein Breve, wodurch sie ihn zum apostolischen Visitator jener Gegen-

den machte. Auf den Inhalt dieses Breve sich stützend, eignete er sich eine sehr ausgedehnte Gewalt zu, und erlaubte, unter andern Anmaßungen, den Jesuiten in Weiß-Reussen sogar, Novizen für den Orden aufzunehmen.

Diesen Schritt nahmen die bourbonischen Minister nicht gleichgültig auf: sie machten dem Papste Vorstellungen darüber, und dieser wandte sich an die russische Kaiserinn. Bisher hatten die Päpste den Regenten von Rußland den Kaisertitel noch niemahls gegeben. Pius VI. betitelte bey dieser Gelegenheit Katharina II. zum ersten Mahl Kaiserliche Majestät, und ersuchte sie, das Aufhebungs-Breve der Jesuiten in ihren Staaten zu publiciren. Die Kaiserinn schlug es ab, und verlangte ihrer Seits, daß Mohilow zu einem Erzbisthume erhoben, und ge-

rade der Bischof von Mollo zum Erzbischof geweiht werden sollte. Der Papst mußte befürchten, durch Widersetzlichkeit den in Rußland befindlichen Katholiken, deren Zahl ungefähr eine halbe Million betrug, die Ungnade der Kaiserinn zuzuziehen: er schickte also den damahls in Warschau befindlichen Nuntius Archetti nach Petersburg, um die Sache auszugleichen. Die Verhandlung fand mancherley Schwierigkeiten, die dem heiligen Vater Kummer und Verlegenheiten von allen Seiten verursachten, und Archetti mußte sich bequemen, in Mohilow alles nach dem Willen der Kaiserinn einzurichten, und die dortigen Jesuiten in ihrem Zustande zu lassen.

III.

Austrocknung der pontinischen Sümpfe.

Am südöstlichen Ende des Kirchenstaates liegt ein Stück Landes, genannt die pontinischen Sümpfe. Diese Gegend hat gegen Norden eine Reihe von den apenninischen Bergen, aus denen mehrere Quellen, Bäche und kleine Flüßchen kommen, die ihren Lauf gegen Süden nehmen, um sich in das mittelländische Meer zu ergießen. Beym Schmelzen des Schnees und bey heftigen oder anhaltenden Regengüssen schwel-

len diese Wässer an: ihr Bette ist seicht; der mitgeführte Schlamm verstopft die Mündungen; deßwegen überschwemmen sie die ganze umliegende Ebene, und bilden die oben genannten Sümpfe, welche sich von dem Hafen Astura längst der Seeküste bis nahe an Terracina erstrecken.

Diese Sümpfe verursachen mannigfaltige Beschwerden: das stehende Gewässer derselben fault, und erzeugt giftige Ausdünstungen und Nebel, welche die Luft rings umher verderben und tödtliche Krankheiten verbreiten; sie unterbrechen die Straße von Rom nach Neapel, und zwingen die Reisenden, große und mühsame Umwege an dem Fuß der Apenninen zu nehmen; sie rauben endlich der Cultur ein sehr ansehnliches Stück Landes.

Alle diese Umstände fanden sich schon zu den Zeiten des alten Roms. Der Censor Appius Claudius führte, zur Erleichterung der Reisenden, seine berühmte appische Straße mitten durch diesen Sumpf. Kaiser August ließ neben dem appischen Weg einen Canal graben, um einen Abfluß zu bahnen. Trajan verbesserte und verschönerte die appische Straße. Seit dem Einfall der Barbaren in das römische Reich wurde diese Gegend ihrer natürlichen Verwilderung überlassen; und erst die Päpste Martin V., Leo X., und Sixtus V. suchten durch künstliche Dämme und Canäle das Uebel zu vermindern. Seit diesem Zeitpunct blieb alles wieder in seinem natürlichen Zustande, bis auf Pius VI.

Dieser war kaum auf den römischen

Stuhl gekommen, als er sich sogleich mit diesem Gegenstande beschäftigte. Er machte persönlich eine Reise in die Gegend der Sümpfe, und beschaute von einer Anhöhe diesen unglücklichen Fleck Landes, der durch die Länge der Zeit und durch das Verderbniß der Gewässer verwüstet, einen schauerlichen Anblick darboth. Die Schwierigkeiten, eine solche Wildniß in gesundes, fruchtragendes Land umzuschaffen, waren jedermann auffallend; allein Pius VI. ließ sich davon nicht abschrecken: er beschloß, erstens wenigstens eine sichere Straße durch dieses bodenlose Gefilde anzulegen, und dann die Austrocknung derselben zu unternehmen. Er errichtete eine eigene Bank, wo die zu dieser Unternehmung bestimmten Gelder hinterlegt wurden; auch wurde eine freywillige Subscription zu diesem Zwecke eröffnet, und sie brach-

te in kurzer Zeit 120,000 Scudi ein. Der Ingenieur Sani erhielt noch im J. 1777 den Auftrag, eine Karte von der ganzen Gegend aufzunehmen, und die Puncte anzuzeigen, wo man die Arbeit am füglichsten anfangen könnte. Bolognini, der schon unter Clemens XIII. einen Plan zur Austrocknung dieser Sümpfe gemacht hatte, erhielt die Leitung der ganzen Unternehmung, und so ward das Werk begonnen.

Das erste, was man aus dem wüsten Schlamm hervor fand, war eine Wasserleitung, welche ehemahls die Stadt Terracina mit Wasser versehen hatte, und welche jetzt mit wenig Mühe und Kosten wieder hergestellt und ausgebessert wurde.

Nun machte man sich an die appische

Straße. Es forderte ungemeine Arbeit, dieses Meisterstück der alten römischen Pracht wieder an das Tageslicht zu bringen. Appius Claudius hatte seine Straße nicht um viel über die damahlige gewöhnliche Oberfläche der Sümpfe erhöhet, auch sie an gewissen Stellen unten mit Schwibbogen versehen, wodurch die Gewässer von Norden gegen Süden einen Ablauf fanden. Aus Mangel an Aufsicht und Säuberung wurden diese Schwibbogen nach und nach verschwemmt und verstopft; der Schlamm häufte sich an der appischen Straße, und fing an, sie allmählig zu übersteigen und unsichtbar zu machen. Statt durch Säuberung der Schwibbogen den Ablauf des stehenden Sumpfes zu befördern, erhöhte man unter Trajan, und später unter dem Gothen-König Theodorich, die appische Straße immer um einige Fuß,

und machte dadurch das Uebel nur noch ärger. Papst Pius VI. griff dieses Uebel an der Wurzel an: er ließ jene steinernen Erhöhungen mit Gewalt wieder abreissen, bis man die wahre appische Straße neuerdings entdeckte, und auf dieser ließ er die neue große Landstraße bis an seine Grenzstadt Terracina anlegen, welche der neapolitanische Hof bis nach Capua fortgesetzt hat, wie sie schon unter den alten Römern existirt hat. Im Jahre 1786 war diese schöne Landstraße gänzlich vollendet.

Nebst der Herstellung der appischen Straße wurde auch quer durch die Moräste ein breiter Canal gezogen, der seine Mündung in den foglianischen See hatte. Es arbeiteten mehr als tausend Menschen an diesen Werken, und schon zu Ende des Jahrs 1778

hatte man eine beträchtliche Strecke der bisherigen Sümpfe für das darauf folgende Jahr urbar gemacht.

Diese Unternehmungen kosteten jedoch mehr, als man Anfangs berechnet hatte. Die Subscribenten wurden lauer, und das Publicum von Rom, welches wie jedes Publicum kurzsichtig, leichtsinnig und ungeduldig ist, fing bald an, die Sache als ein kostspieliges, unausführbares Werk zu betrachten und zu verschreyen, bey welchem aller Aufwand verloren seyn würde. So viel ist wahr, daß heftige Wassergüsse, welche sich in den Jahren 1779 und 1783 einstellten, einen großen Theil der bis dahin vollbrachten Arbeiten wieder zerstörten, und urbar gemachte Strecken Landes neuerdings überschwemmten. Der Papst machte persön-

lich mehrere Reisen nach Terracina, um die Lage der Sachen mit eigenen Augen zu sehen. Er fand den Kampf mit den Elementen zwar schwierig, ließ aber doch mit den Arbeiten fortfahren. Man hat nach neueren geometrischen Messungen als richtig anerkannt, daß die nahe Küste des mittelländischen Meeres etwas höher liegt, als ein Theil der pontinischen Sümpfe, und somit wird es wohl kaum möglich seyn, das Wasser derselben ganz ablaufen zu machen; indessen ist doch so viel trocknen Landes gewonnen worden, daß der Papst seinem Neffen, dem Herzog Braschi ein ausgebreitetes schönes Landgut aus demselben hergestellt hat, und daß die apostolische Kammer große Strecken davon in der nördlichen Gegend an die benachbarten Ortschaften verpachtet hat. Auch ist der neue Canal, welchen der

Papst nach seinem Nahmen den Canal des Pius (Linea Pia) benannt hat, ein wohlthätiges Werk; und die Herstellung der appischen Straße, welcher er ebenfalls in dieser Strecke seinen Nahmen die Straße des Pius (Via Pia) beygelegt hat, würde allein schon seinen Nahmen verewigen, und ihn wenigstens dafür rechtfertigen, daß er sie wieder an das Tageslicht brachte, und dadurch die Gemeinschaft zwischen den ersten zwey Städten Italiens beförderte.

IV.

Verhandlungen des Papstes mit Kaiser Joseph II. — Seine Reise nach Wien.

Gegen Ende des Jahres 1780 starb die Kaiserinn Königinn Maria Theresia, und ihr Sohn und Thronfolger Joseph II. übernahm die Regierung der östreichischen Erbstaaten. Ein unbedeutender römischer Prälat verleitete den Papst zu dem unanständigen Schritt, der Kaiserinn Theresia die Todtenfeyerlichkeit zu verweigern, welche man zu

Rom sonst für alle verstorbene katholische Souveräns zu halten pflegt; und der Kaiser fand dadurch mit Recht das Andenken seiner erhabenen Mutter beleidiget.

Dieser Vorfall hatte jedoch keinen Einfluß auf sein nachheriges Benehmen gegen Rom. Seine Plane zu den Reformen aller Art, welche er nach seiner Thronbesteigung auszuführen gedachte, waren schon seit lange entworfen, und diese Reformen sind noch in frischem Angedenken. Er hob alle Verbindung der Mönche mit ihren Ordens-Generalen in Rom auf; er forderte, daß alle päpstlichen Bullen, Breven rc. erst ihm vorgelegt werden, und sein landesherrliches Placet erhalten mußten, ehe sie in seinen Staaten publicirt werden durften; er verboth die Bulle in Coena Domini; er hob alle bloß contemplative

Mönchsorden auf, wie auch alle Nonnenklöster, die sich nicht mit der Erziehung weiblicher Jugend oder Wartung der Kranken abgaben; er verboth gewisse Dispensen aus Rom zu hohlen, und forderte von seinen Bischöfen strenge Befolgung seiner Anordnungen; er zog mehrere begüterte Stifte und Klöster ein; er begehrte von dem Papst ein Indult, um alle Bisthümer und Beneficien in der Lombardey zu besetzen; er ertheilte den protestantischen und reformirten Religionsgenossen allgemeine und öffentliche Toleranz, Bethhäuser, Pfarrer, Schulen, und die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen zu gelangen.

Solche Verfügungen mußten in Rom nothwendiger Weise großes Aufsehen und unangenehme Eindrücke verursachen. Indessen wa-

ren es nur Disciplinar-Gegenstände, und Pius VI. war zu einsichtsvoll, als daß er es hätte unternehmen wollen, eine ernstliche Widersetzlichkeit dagegen zu zeigen; allein einige Cardinäle, die Ordens-Generale und andere Prälaten belästigten ihn mit Klagen und Vorstellungen, sogar mit Vorwürfen; besonders fand das Begehren wegen der lombardischen Beneficien die heftigsten Widersacher; der geängstigte Papst mußte ihnen versprechen, alles mögliche zu versuchen, den Kaiser davon abzubringen: er schrieb also einen respectvollen Brief an denselben, und dachte auf diese Art wenigstens Zeit zu gewinnen. Joseph antwortete darauf in einem freundschaftlichen aber nachdrücklichen Tone, der fast keine Hoffnung übrig ließ, daß er von seinem Vorhaben abgehen würde.

Bey diesen Umständen faßte Pius VI. plötzlich den höchst unerwarteten Entschluß, selbst nach Wien zu reisen, um sich persönlich mit Kaiser Joseph zu besprechen, und im freundschaftlichen Einverständnisse mit demselben eine entschiedene Grenzlinie zu ziehen, wie weit sich ein für alle Mahl die Reformen in Kirchensachen im östreichischen Staate erstrecken sollten. Ohne Zweifel wollte sich Pius durch diesen Schritt so wohl bey seinen Zeitgenossen als bey der Nachwelt ein Denkmahl errichten, daß er nichts unversucht gelassen habe, um das Wohl der Kirche aufrecht zu erhalten; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet war seine Reise zweckmäßig; denn entweder erreichte er dadurch seine Absicht, oder nicht: erreichte er sie, so mußte die ganze Hierarchie eingestehen, daß Pius VI. der Kirche dafür ein Opfer gebracht habe,

wie es kein anderer Papst gethan hat; und erreichte er sie nicht, so that er doch das Aeußerste, was er menschlicher Weise thun konnte.

Der Papst vertraute sein Vorhaben zu allererst nur den drey Cardinälen Albani, Gerdyl und Pallavicini; dann kündigte er es dem Kaiser Joseph selbst in einem Breve an, welches er durch seinen Nuntius in Wien übergeben ließ. Der Kaiser schrieb an Pius eine sehr verbindliche Antwort, machte ihm zwar einige schmeichelhafte Einwürfe, besonders in Betreff seiner Gesundheit, gab aber übrigens diesem Entschluß seinen ganzen Beyfall.

So wohl in Rom als in Wien wurde indessen diese Sache viel früher bekannt, als es beyde Souveräns gewünscht hatten; er-

regte in beyden Städten, und dann in der ganzen katholischen Welt das größte Aufsehen, und wurde von allen Seiten untersucht und beurtheilt. In Rom war Anfangs eine große Mehrheit der Stimmen gegen die Reise; besonders bemühte sich der Cardinal Bernis zu wiederhohlten Mahlen, den heiligen Vater von diesem Vorhaben abzubringen, welches er ihm von verschiedenen beschwerlichen und gefährlichen Seiten so zudringlich vorstellte, daß der Papst endlich sagte: „Ich gehe nach Wien, wie ich zur Märtererkrone gehen würde: für das Wohl der Religion müssen wir selbst unser Leben nicht achten. Es ist uns nicht möglich das Schifflein Petri in den heftigsten Stürmen zu verlassen.“ In Wien schwebte das Publicum eine Zeit lang in einer Art von dumpfen Erstaunen über diese

Reise, und freute sich dann recht herzlich über die Ankunft des Papstes.

Anfangs war Pius VI. gesonnen, diese Reise incognito, unter dem Titel eines Bischofs von St. Johann von Latran zu machen; dieser Gedanke wurde aber wieder verworfen, und er entschloß sich im Glanze der päpstlichen Würde zu reisen. Am 25. Febr. 1782 hielt er ein Consistorium, worin er verschiedene Anordnungen machte, die während seiner Abwesenheit Statt haben sollten: die politische Regierung des Staats übergab er dem Cardinal-Vicarius Colonna; die Bulle ubi Papa, ibi Roma (wo der Papst ist, dort ist auch Rom) hob er auf, und befahl, daß im Fall seines Absterbens während der Reise, wo dieses auch immer seyn mochte, das Conclave zur Wahl seines Nachfol-

gers in Rom gehalten werden sollte. Nach dem Consistorio ließ er seinen Neffen den Grafen Onesti zu sich kommen, übergab ihm sein Testament mit folgenden Worten: „Wenn ich auf der Reise sterbe, so werden Sie hier meinen letzten Willen finden; erinnern Sie sich meiner in Ihrem Gebeth: Gott befohlen!" — Und Oheim und Neffe brachen in Thränen aus. — Am 26. Febr. um Mitternacht ging Pius zu den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus in der St. Peterskirche, bethete dort um ihren Beystand, und las dann die Messe.

Der 27. Febr. war zur Abreise bestimmt. Der Papst hörte noch eine Messe in der Peterskirche, und ging dann in die daran stoßende Sacristey, wo sich der damahlige Großfürst und die Großfürstinn von Rußland,

(welche unter dem Nahmen: Graf und Gräfinn von Norden, eben die Reise durch Italien machten) von ihm beurlaubten, ihn mit einem prächtigen Reisepelz beschenkten und bis zu seinem Reisewagen begleiteten. Pius stieg endlich in diesen Wagen, in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge, welche mit großem Geschrey seinen letzten Segen verlangte. Das Zujauchzen des Volks dauerte durch alle Straßen von Rom fort, und sogar bis zur ersten Poststation. Der Papst führte seine dreyfache Krone mit sich, wie auch vier Cardinals-Hüte, die er an deutsche Bischöfe vergeben wollte; auch hatte er tausend goldene Medaillen prägen lassen, jede von 15 Scudi am Werth; auf einer Seite mit dem Bilde der beyden Apostel, und auf der anderen mit seinem eigenen verziert: diese theilte er zum Andenken gelegenheitlich auf seiner Reise aus.

Diese Reise ging über Tolentino und Loretto nach seiner Geburtsstadt Cesena: dort umringten ihn sämmtliche Mitglieder seiner Familie, von beyden Geschlechtern und von jedem Alter. Papst Pius VI. verbannte hier gänzlich die herkommliche strenge Etikette, welche gewöhnlichen Menschen den Zutritt zum heiligen Vater versagt: er lud seine ganze Sippschaft zu seiner Tafel, Männer, Weiber und Kinder, und schien über diese Familientafel eine herzliche Freude zu empfinden. Auch kam der Graf Zambeccari als Gesandter des Königs von Spanien hierher, um den Papst über seine Reise zu complimentiren, und ihm einen eigenhändigen Brief Sr. katholischen Majestät zu überreichen, worin die Stelle enthalten war: „Ich beneide den Kaiser, daß er das Glück haben wird, Sie in Wien zu besitzen; ich wünschte nichts so sehr, als eines ähnlichen Glücks

theilhaftig zu werden." Zu Imola empfing der Papst eine Bothschaft vom König von Sardinien, und Tags darauf einen persönlichen Besuch vom Herzog von Parma. Zu Ferrara kam ihm ein ungarischer Nobelgardist als Courier vom Kaiser entgegen: in der an ihn gerichteten Depesche sagte Joseph II. „Ich erwarte Ihren Besuch, aber ich bitte Sie, Ihre Wohnung in meiner Burg zu nehmen, welches für Sie und für mich viel bequemer seyn wird; denn da wir viele Sachen mit einander zu verhandeln haben, so muß man dem schlimmen Publicum die Freude nicht machen, unsere Conferenzen zählen zu können."

An der Grenze der ehemaligen venetianischen Republik wurde Pius mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen: in Begleitung einer Deputation vom Doge und dem Se-

nat ging er nahe an der Stadt Venedig vorbey, ohne dieselbe mit seinem Besuch zu beehren; die sämmtliche hohe Geistlichkeit dieses Staats, die auswärtigen Minister und sein Nuntius machten ihm an der Spitze des adriatischen Meeres ihre Aufwartung. Von dort ging er weiter durch das venetianische Friaul, und langte am 14. März auf östreichischem Boden in Görz an, wo ihn der Staats-Vicekanzler Graf von Cobenzl, der Nuntius Garampi, eine Abtheilung der ungarischen Nobelgarde, und mehrere vornehme östreichische Cavaliers empfingen. Von dort ging die Reise über Laybach, Marburg und Grätz gegen Wien. Die Straße war allenthalben mit Zuschauern besetzt, und ganze Scharen von frommen Seelen drängten sich allenthalben an seinen Wagen, um wenigstens seine Kleider zu berühren. Pius gab sich so viel als möglich, ihrem from-

men Eifer preis, und wenn die Wachen die zudringlichen wegstoßen wollten, sprach er mit den Worten des heiligen Markus: „Las- „set die Kleinen zu mir kommen, und ver- „jaget sie nicht!“

Kaiser Joseph fuhr in Begleitung seines Bruders Maximilian dem Papst bis nach Neunkirchen, vier Posten vor Wien, ent- gegen. So bald sie den päpstlichen Wagen erblickten, stiegen sie aus. Der Papst stieg ebenfalls aus. Der Empfang war von bey- den Seiten äußerst feurig: der Papst um- armte den Kaiser, und gab ihm drey brü- derliche Küsse; die Zuschauer glaubten in den Augen beyder hohen Personen Thränen zu bemerken. Joseph nahm den heiligen Va- ter in seinen Wagen, und gab ihm die rechte Hand, und so fuhren sie am 22.

März 1782 Nachmittags, unter Kanonendonner, Glockenläuten, Paradirung der Garnison, und dem Gedränge einer unzähligen Volksmenge in die kaiserliche Burg zu Wien ein.

Papst Pius VI. gefiel bey dem Publicum der Kaiserstadt allgemein; man fand sein äußeres Benehmen sehr zuvorkommend; man fand darin eine Mischung von Anstand, Leutseligkeit und Bescheidenheit.

Der Kaiser unterließ nichts, um ihm alles Sehenswürdige seiner Residenzstadt bemerken zu machen: er zeigte ihm seine Palläste, seine Kunstsammlungen, seine Manufacturen und Fabriken, und überhaupt alle öffentlichen Anstalten von Belang. Auch schrieb der Papst eigens und wiederhohlt nach Rom, um dem Cardinalscollegio zu mel-

den, wie vollkommen gut seine Aufnahme und seine Behandlung in Wien ausgefallen sey.

Auch bestrebte sich Pius der VI. seiner Seits das Oberhaupt der katholischen Kirche in seinem ganzen Glanz darzustellen. Da er sich eben in der Charwoche und am Osterfest in Wien befand, so gab sich die Gelegenheit von selbst, mehrere außerordentliche Kirchenceremonien auszuüben; so wusch er am grünen Donnerstag zwölf alten Männern die Füße zum Andenken dessen, was ehedem Christus seinen Aposteln gethan hat, und welche Ceremonie sonst der Kaiser verrichtet; auch bediente er sie bey dem darauf folgenden Mittagsmahl. Am Ostertag hielt er bey St. Stephan das Hochamt mit einem kirchlichen Pracht, wie man es in Wien noch niemahls gesehen hatte, und nach diesem

Hochamte ertheilte er vom Balcon der Kirche auf dem Hof unter freyem Himmel dem auf diesem größten Platz den Stadt Wien versammelten Volk den Segen, eine Feyerlichkeit, wovon ein vorurtheilfreyer Augenzeuge folgende interessante Schilderung machte:

„Die Wirkungen der Gegenwart des Papstes zu Wien sind außerordentlich, und ich verwundere mich nun nicht mehr, daß dieselbe ehedem so erstaunliche Auftritte verursacht hat. Ich habe gesehen, wie der Papst in dieser Hauptstadt den Segen gegeben hat; ich bin kein Katholik, und gerathe nicht leicht in Rührung, aber ich muß gestehen, daß mich dieses Schauspiel bis zu Thränen erweicht hat. Sie können sich nicht vorstellen, wie interessant es ist, mehr als funfzig tausend Menschen aus einerley Gefühl auf einem

Platz vereiniget zu sehen, die durch ihre Blicke und ihre Stellung das Gefühl von Andacht und Enthusiasmus ausdrücken, mit welchem sie auf einen Segen harren, von dem sie glauben, daß ihr Wohl auf dieser Erde, und das Heil ihres zukünftigen Lebens abhange. Bloß mit diesem Gedanken beschäftiget, fühlen sie das Ungemach ihres Platzes nicht: dicht an einander gedrängt, und kaum Athem zu hohlen vermögend, sehen sie das Oberhaupt der katholischen Kirche erscheinen in seinem ganzen Glanze, mit der dreyfachen Krone bedeckt, mit dem päpstlichen Gewande angethan, das in ihren Augen heilig, in jedermanns Augen prachtvoll ist; umringt von Cardinälen, und der ganzen in Wien anwesenden hohen Geistlichkeit. Der Papst verneigt sich zur Erde, und erhebt dann seine Arme gen Himmel, mit dem Ausdruck eines Men-

schen, der tief überzeugt ist, daß er die Wünsche eines ganzen Volks dorthin bringt, und der durch seine Blicke das brünstige Verlangen verräth, daß sie erhört werden mögen. Man stelle sich über dieß vor, daß diese Feyerlichkeit von einem Greise von majestätischem Wuchse, von der edelsten und einnehmendsten Gesichtsbildung verrichtet wird, und man bleibe kalt, wenn man in dem Augenblick, da der Segen gegeben wird, diese unzählige Menschenmenge auf die Kniee niederstürzen, und diesen Segen mit eben dem Enthusiasmus empfangen sieht, der denjenigen zu begeistern scheint, welcher ihn ertheilt. Ich meines Theils werde den Eindruck dieses Auftrittes in meinem ganzen Leben nicht aus dem Gemüth verlieren."

Der Zulauf des Volks aus allen Provinzen nach Wien war grenzenlos und unaufhörlich: die Donau strotzte von Schiffen; die Landstraßen waren mit Fuhrwerken und Fußgehern ohne Zahl überdeckt. Tausende umlagerten wechselweise von allen Seiten die kaiserliche Burg, um den heiligen Vater zu sehen, und von ihm deu Segen zu empfangen.

In so weit hatte Pius VI. alle Ursache mit dem Eifer der Gläubigen seiner Kirche zufrieden zu seyn; was aber den ursprünglichen Zweck seiner Reise betraf, darüber ward es ihm bald klar, daß er denselben nicht so ganz erreichen würde. Kaiser Joseph II. both zwar alles auf, um seinem hohen Gast den Aufenthalt in seiner Residenz so angenehm als möglich zu machen, auch demselben alle seiner Würde angemessenen

Ehrenbezeugungen zu erweisen; aber er wich stets auf eine gute Art aus, sich mit dem Papst in eine förmliche mündliche Verhandlung über die schon geschehenen oder noch bevorstehenden Reformen in Kirchensachen einzulassen. Ein einziges Mahl war eine Art von Conferenz über diesen Gegenstand, wobey sich der Papst, der Kaiser, der Fürst Kaunitz, und die Kardinäle Migazzi und Herzan befanden. Pius VI. suchte durch eine pathetische Rede und durch theologische Gründe den Kaiser von seinem Reformationsgeist abzubringen; Joseph II. aber brach die ganze Conferenz durch folgende entscheidende Erklärung ab: „Ich bin kein Theolog, und verstehe zu wenig vom kanonischen Rechte, um über etwas mündlich zu verhandeln. Eure Heiligkeit werden sich also gefallen lassen, die Vorstellungen, welche Sie machen zu müssen

glauben, schriftlich aufzusetzen, damit ich dieselben meinen Theologen zur Untersuchung übergeben könne. Ich habe Ihnen schon durch den Cardinal Herzan meine Entschließungen in Betreff der in meinen Staaten befindlichen Kirchen und Klöster bekannt machen lassen. Die neuen von mir getroffenen Einrichtungen waren unumgänglich nothwendig; ich werde sie um so standhafter aufrecht erhalten, weil keine derselben auch nur im mindesten das Dogma angreift. Wollen Euer Heiligkeit eine ausführlichere Erklärung, so geben Sie mir Ihre Einwürfe schriftlich; mein Staatskanzler wird ex officio und umständlich darauf antworten."

Dieser Staatskanzler war der bekannte Fürst Wenzel Kaunitz; ein Mann, kalt, strenge, einsylbig, und noch viel un-

biegsamer als selbst Kaiser Joseph, der als der Papst in seinen Garten kam, um die dortigen Gemählde anzusehen, und dem Minister seine Hand hinstreckte, welche außer den gekrönten Häuptern sonst von jedermann mit Ehrfurcht geküßt wurde, eben diese Hand traulich anfaßte, und höflich wieder fahren ließ.

Uebrigens that der Kaiser alles, was nur immer dem heiligen Vater angenehm seyn konnte. Ihre Unterredungen waren ganz auf freundschaftlichen Fuß; der Kaiser sprach mit ihm über die Lage und Angelegenheiten der europäischen Höfe, über die wichtigsten Personen in der politischen Welt, mit Zutrauen und Offenherzigkeit; sie hatten beyde in ihrem gemeinschaftlichen Umgange nicht einen Augenblick von Verdrießlichkeit oder übler Laune.

Der Papst seiner Seits war für diese Aufmerksamkeit des Kaisers ebenfalls nicht unerkenntlich: er unterließ nichts, um sich dem Kaiser angenehm zu machen; er pries allenthalben dessen Leutseligkeit, Einsichten, dessen hohen und geschmückten Geist, auch die Andacht desselben. Bey einem Consistorio, das er in Wien hielt, und wobey er den Cardinälen Firmian und Bathiany den rothen Hut ertheilte, schloß er die dabey gehaltene lateinische Rede mit folgenden pathetischen Ausdrücken: „Wir haben ihn oft gesehen den Kaiser Joseph, und wir mußten nicht bloß seine unbegrenzte Leutseligkeit bewundern, mit der er uns in seiner Residenzstadt aufnahm, und täglich daselbst auf das prächtigste bewirthet, sondern wir müssen auch seine ausgezeichnete Andacht, seine außerordentlichen Geistesgaben, und seine unglaubliche Arbeit=

samkeit in Geschäften bewundern. Welch ein Trost ist es für unser väterliches Herz, zu sehen, daß sich Frömmigkeit und Religion, nicht bloß in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern auch bey allen Völkerschaften der kaiserlichen Staaten, die wir auf unserer Reise angetroffen haben, ohne dem mindesten Abbruch aufrecht erhalten! Wir werden also niemahl unterlassen, diese Tugenden anzupreisen, und sie durch Unser eifriges Gebeth zu unterstützen; wir bitten auch wirklich Gott den Allmächtigen, welcher diejenigen nicht verläßt, die ihn suchen, Seine kaiserliche Majestät in ihren heiligen Entschlüssen zu stärken, und selbe mit dem reichen Thau seines göttlichen Segens zu überschütten."

Um die Mitte des Monaths April erhielt der Papst einen Courier aus Rom, welcher

ihm die Nachricht brachte, daß unvorgesehene und wichtige Geschäfte seine baldige Rückkehr dahin nothwendig machten, wozu er auch von nun an sogleich die Anstalten zu treffen begann. Der Kaiser ließ ihm einen schönen und bequemen Reisewagen verfertigen, und schenkte ihm ein mit Diamanten so reich besetztes Brustkreuz, daß man den Werth davon auf 200,000 Gulden schätzte. Pius VI. nahm es mit der Aeußerung: „Ich sehe dieses Geschenk nicht als mein persönliches Eigenthum an; sondern es soll bey dem heiligen Stuhl bleiben, damit es meine Nachfolger bey großen Feyerlichkeiten als ein Unterpfand des kaiserlichen Wohlwollens tragen können." Er beschenkte alle Personen vom kaiserlichen Hofe, welche ihn während seines Aufenthalts in Wien bedient hatten; und nachdem er ein und dreyßig Tage in dieser

Stadt zugebracht hatte, reiste er gegen Ende Aprills wieder daraus ab. Der Kaiser versprach, ihm seinen Besuch bald in Rom selbst zu erwiedern, welches den Papst ungemein erfreute; auch begleitete ihn der Kaiser sammt seinem Bruder Maximilian bis auf eine Meile außer Wien, nach Maria-Brunn. Dort gingen sie alle drey in die Kirche, und verrichteten noch ein kurzes Gebeth. Der Papst umarmte und segnete nochmahl den Kaiser und den Erzherzog; alle drey nahmen den rührendsten Abschied; alle Umstehenden brachen dabey in Thränen aus, und der heilige Vater setzte seine Reise fort. Eine kurze Inschrift in Marmor über der Kirchthüre zu Maria-Brunn verewigt diesen Abschied.

Was die Erreichung des Zwecks seiner Reise nach Wien betrifft, darüber schrieb

Pius VI. auf seinem Rückweg an seinen Neffen nach Rom: „Ich habe vom Kaiser alles erhalten, was ich verlangte. Er hat den neuen Eid wieder abgeschafft, welchen er den Bischöfen seiner Erbstaaten vorgeschrieben hatte; und ich habe ihnen die Erlaubniß gegeben, in Ehesachen bis zum vierten und dritten Grad zu dispensiren, auch sogar in näheren Graden, wenn sie sich nur daran halten, in gewissen Fällen von mir die Erlaubniß darüber zu begehren. — Uebrigens habe ich verschiedene Modificationen in Betreff der Klöster von beyden Geschlechtern, wie auch in Betreff der Religions-Toleranz erhalten. — Ueberhaupt hat meine Gegenwart eine sehr gute Wirkung für die Religion gehabt, und ich habe alle Ursache, mit meiner Reise zufrieden zu seyn.“

Die Rückreise des Papstes ging durch Nieder- und Oberöstreich, durch Bayern nach München, wo er sich sechs Tage lang aufhielt, und von dem Churfürsten alle möglichen Ehrenbezeugungen erhielt. Von dort nach Augsburg, wo ihn eine Deputation von katholischen und protestantischen Rathsherren empfing; er verweilte hier drey Tage, besah alles Merkwürdige, und darunter auch auf dem Rathhause den Saal, wo im sechzehnten Jahrhundert die augsburgische Confession war übergeben worden. Von Augsburg ging er durch Tyrol, über Verona, Vicenza und Padua nach Venedig. Der Senat dieser damahligen Republik hatte zwar schon mit seinen Vorfahren und mit ihm selbst sehr ernsthafte Streitigkeiten über mehrere kirchliche Angelegenheiten gehabt; jetzt aber schienen alle diese Zwistigkeiten von beyden Seiten vergessen zu seyn;

zwey Procuratoren von St. Markus hatten den heiligen Vater schon an der Grenze des venetianischen Staats empfangen; bey der Einfahrt in die Hauptstadt kam ihm der Patriarch mit achtzehn Bischöfen, und dann der Doge, der Senat und alle hohe Magistratspersonen der Republik entgegen. Gegen fünf tausend Gondeln, Barken und Fahrzeuge aller Art begleiteten die Gondel des Papstes; alle Glocken der Stadt wurden geläutet, und von den nahen Galeeren wurden zwey hundert Kanonenschüsse abgefeuert. Man zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt; man hatte seiner wegen die sogenannte Vermählung des Doge mit dem Meere sogar auf den Pfingstmontag verschoben; aber aus einer bis jetzt noch unbekannten Ursache reiste Pius VI. plötzlich am Pfingstsonntag Abends aus Venedig ab.

Von dort setzte er seinen Weg über Ferrara, Bologna, Ancona und Spoletto fort, und kam endlich gesund und wohlbehalten wieder in Rom an.

Diese Stadt hatte ihm einen Triumphbogen und andere glänzende Feyerlichkeiten bey seiner Rückkehr bestimmt; das Cardinals-Collegium wollte ihm in corpore bis an die Pforte del popolo entgegen gehen.

Pius VI. verbath sich ganz ernstlich die oben genannten und überhaupt alle Ehrenbezeugungen; er konnte jedoch nicht verhindern, daß man bey seiner Ankunft Kanonen lösete und die Glocken der Stadt läutete.

Einige Monathe nach seiner Zurückkunft hielt er feyerliches Consistorium, worin er den Cardinälen einen förmlichen, ziemlich

umständlichen Bericht von seiner ganzen Reise abstattete. Er pries darin die erhabenen Eigenschaften des Kaiser Josephs; erklärte, daß er sich in seinem Zutrauen zu ihm nicht geirrt habe, daß er manche Puncte von der Billigkeit desselben schon wirklich erhalten habe, und noch mehr zu erhalten hoffen dürfe.

Indessen gab es in Rom doch unter allen Classen Leute, die gar nicht mit seiner Reise zufrieden waren, und diese Unzufriedenheit äußerten sie auf mancherley unanständige Arten. So fand der Papst eines Tags in seiner Kapelle auf seinem Bethschämel eine Schrift, voll beleidigender Vorwürfe und Schmähungen gegen seine Person, unter andern auch folgende Stelle: „Was Gregor VII., der Größte aller Priester, hergestellt hat, das hat Pius VI., der Mindeste aller Priester

wieder zerstört." Der fanatische Tollkopf wußte nicht einmahl, daß er durch diese Stelle den Papst mehr gelobt als geschimpft hatte! Pius selbst sah diesen Ausfall mit den Augen eines wahren Nachfolgers Christi an, nahm seinen Bleystift, und schrieb damit unter die Schmähschrift: „Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt; der die himmlischen Kronen austheilt, nimmt keine vergänglichen Kronen. Laßt uns dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Eine wahrhaft erhabene Antwort, ganz im Sinne des Evangeliums, und die dem heiligen Vater mehr Ehre machte, als die umständlichste und gelehrteste Rechtfertigung seines Betragens.

V.

Besuch des Kaiser Josephs bey dem Papst.

Kaiser Joseph hatte dem heiligen Vater, wie schon oben gesagt worden, versprochen, ihm seinen Besuch in Rom zu erwiedern. Der Papst nahm dieses Versprechen mit großem Vergnügen auf, hielt aber die Ausführung davon für ungewiß, oder doch für sehr entfernt. Allein der Kaiser wollte ihm eine angenehme Ueberraschung machen, und beschleunigte diesen Gegenbesuch über jedermanns Erwartung.

Zu Anfang des Monaths December 1783 kündigte Joseph II. seinen sämmtlichen Hofstellen in Wien an, daß er eine nothwendige Reise vorhabe, und übergab während seiner Abwesenheit die Leitung der gewöhnlichen Staatsgeschäfte dem Fürsten Kaunitz. Am 6. December reiste er aus Wien ab, ging durch Inneröstreich und Tyrol nach Italien, und kam am 18. in Florenz an.

Hier befand sich eben der vorige König von Schweden, der unter dem Nahmen des Grafen von Haga eine Reise durch Italien machte, und gerade jetzt im Begriff war, nach Rom zu gehen. Der Papst wußte von der Ankunft des schwedischen Königs, und schickte ihm einen Courier entgegen. Kaiser Joseph, um die dem heiligen Vater zugedachte Ueberraschung noch lebhafter zu machen, reiste einige Stunden vor dem König

Gustav aus Florenz ab, begegnete dem päpstlichen Courier, der ihn für den Grafen von Haga hielt, und so kam er unter diesem Nahmen am 23. December in Rom an, wo er seit 1769 nicht gewesen war.

Nachdem er sich im Hause seines Ministers des Cardinals Herzan etwas erhohlt und umgekleidet hatte, ließ er sich von demselben zu dem Papste führen. Man wußte im Vatican seine Ankunft noch gar nicht. Der Staats-Secretär Cardinal Pallavicini, dem es am ersten gemeldet wurde, wollte es kaum glauben; er eilt zum heiligen Vater, ihm diese Neuigkeit zu sagen: beyde gleich erstaunt, wollen sich über den Empfang des Kaisers besprechen, als Joseph in seiner Militär-Uniform schon an der Thüre des Papstes steht.

Pius VI. erstaunt, und beynahe in Verlegenheit über diesen so plötzlichen und ganz unvorgesehenen Besuch, empfing den Kaiser mit allen Merkmahlen von Ergebenheit. Sie hatten sogleich eine sehr lange Unterredung mit einander, und gingen dann zusammen in die Peterskirche, wo der Papst dem Kaiser einen Bethschämel neben dem seinigen anboth, den er aber nicht annahm, sondern sich ein paar Schritte hinter dem Papst niederkniete. Bald nachher trennten sie sich, und der Kaiser sagte beym Abschied: „Diese Kirche ist kein Ort für Complimente, erlauben Sie, daß ich einen Besuch in Ihrem Museum mache.“ Dorthin ging er auch wirklich in Begleitung der beyden Neffen des Papstes. Abends ging er in ein Schauspielhaus, in die Loge des spanischen Ministers; da sich unterdessen die Nachricht von seiner Ankunft schon

in Rom verbreitet hatte, so kamen der Neugierigen so viele in diese Loge, daß der Kaiser plötzlich mit dem spanischen Minister daraus weg, und in einen abgelegenen Ort ging; wo er mit demselben sehr lange über die damahligen kirchlichen Angelegenheiten sprach.

Nebst dem spanischen Minister bezeigte Kaiser Joseph viele Achtung gegen den Cardinal Bernis. Merkwürdig ist, was er in einem Gespräche mit diesem einst sagte, weil es so wohl den Zweck dieser seiner Reise als auch seinen persönlichen Charakter sehr anschaulich darstellt. „Waren Sie über meine unerwartete Ankunft in Rom nicht etwas erstaunt?" fragte er den Cardinal. Allerdings, antwortete Bernis. Hierauf fuhr der Kaiser fort: „Ich wollte nicht, daß die Römer etwa glauben könnten, als ob

ich mich vor ihnen fürchtete, oder als ob ich verlegen wäre, auf die Einwürfe zu antworten, welche mir der Papst vor kurzem in einem Briefe zugeschrieben hat, den ich ihm wieder zurück geschickt habe, weil er nicht mit genugsamen Anstand geschrieben, auch nicht fähig war, mich von meinen Entschlüssen abzubringen; denn ich gehe nie mehr davon ab, wenn ich sie einmahl mit Ueberlegung ergriffen habe. Ein anderer Beweggrund meiner Reise hierher war, dem Papste seinen Besuch zu erwiedern, den er mir in Wien gemacht hat. Ich liebe die Person Pius des VI. er ist ein guter Mann. Es würde Sie unterhalten, wenn Sie anhören könnten, was bey unseren Conferenzen vorgeht: oft ereifert er sich; manchmahl wird er gar etwas böse; ich lasse ihn machen und bleibe bey meinem kalten Blut und bey

meinen Entschlüssen. Ich wiederhohle es: der Papst ist im Grunde ein sehr guter Mann, er hat auch Geist; aber er bedenkt zu wenig, daß sich die Zeiten geändert haben."

Joseph blieb dieß Mahl nur sechs Tage in Rom, während welchen er noch eine sehr lange und lebhafte Conferenz mit dem Papste hatte. Es war dabey hauptsächlich die Rede von der Besetzung des Erzbisthums von Mayland, und von der Vergebung der höheren Beneficien in der Lombardie. Pius VI. gestand zwar selbst, daß er den Kaiser nicht ganz nach seinem Sinne habe umwenden können; aber dieser hatte doch um vieles von seinen Forderungen nachgelassen, und die ganze Verhandlung auf eine so einnehmende Art mit dem heiligen Vater ge-

führt, daß dieser ganz entzückt über ihn war. Am 29. December ging der Kaiser von Rom nach Neapel, und in der Hälfte des Januar kam er von dorther wieder nach Rom zurück. Er hatte jetzt noch eine dritte Conferenz mit Pius, worin die Angelegenheit wegen der lombardischen Bisthümer ganz ins Reine gebracht wurde. Am 21. Januar 1784 ging der Kaiser wieder aus Rom nach Wien ab.

Während seines Aufenthalts in der päpstlichen Hauptstadt hatte sich der Kaiser allgemeine Bewunderung und Zuneigung erworben. Er zeigte sich populär, einfach in seinen Sitten, floh alles Ceremoniell, alle Ehrenbezeugungen. Er war großmüthig und freygebig; er besuchte die Denkmahle des alten Roms, und die öffentlichen An-

stalten des neuen Roms; er ging in die Gesellschaften, in die Schauspiele und in die Kirchen; er verschenkte gegen dreyßig tausend Gulden in die Spitäler und unter das Volk. Durch alles dieses gewann er das Publicum von Rom so sehr, daß es ihm oft auf öffentlichen Straßen in hellen Haufen zurief: Es lebe unser Kaiser! Und als er abreiste, war alle Welt, und der gute Pius noch mehr als irgend jemand mit ihm zufrieden.

VI.

Verhandlungen Pius VI. mit dem toscanischen Hofe.

Als Pius VI. auf den heiligen Stuhl kam, wurde Toscana von dem Großherzog Leopold, nachherigem Kaiser Leopold II. beherrscht.

Dieser Bruder Kaiser Joseph II. war ebenfalls ein Regent, der helle Einsichten, und Muth genug besaß, zum Besten sei-

nes Staats davon Gebrauch zu machen. Er hat das Großherzogthum Toscana beynahe gänzlich umgeschaffen, und sich durch seine vortrefflichen politischen, ökonomischen und Justiz-Verbesserungen allenthalben den Namen des W e i s e n erworben.

Leopold fand es nicht wohl möglich, seine Plane über politische Gegenstände auszuführen, ohne auch einige Reformen in geistlichen Sachen vorzunehmen, und somit kam er bald in einige Zwistigkeiten mit dem römischen Hofe; da er aber von sanfterer Gemüthsart und viel ruhigerm Geiste war, als sein Bruder Joseph, so waren auch seine Reformen minder rasch, und ausgedehnt. Im nähmlichen Jahre, als Pius zum Papst gewählt ward, unterwarf Leopold alle Kirchengüter in seinen Staaten verhältnißmäßig den nähmlichen Abgaben,

welche die Güter der übrigen Staatsbürger bezahlten, und bestimmte ein schickliches Alter zur Ablegung der geistlichen Gelübde. Bald darauf ließ er sich genaue Listen über die Zahl der in seinem Staate befindlichen Mönche und Nonnen machen, und alle ihre Einkünfte aufzeichnen; er befahl den Klosterleuten, der Jugend unentgeldlich den ersten Unterricht zu geben; hielt sie zur strengeren Beobachtung ihrer ursprünglichen Regel an; verboth ihnen, die öffentlichen Oerter zu besuchen, und machte ihre Obern für das Aergerniß verantwortlich, welches sie allenfalls stiften könnten, und so weiter. Alle diese Verfügungen waren zwar von keiner großen Bedeutung; sie waren sogar heilsam, und für die Mitglieder der Kirche selbst ehrenvoll. Indessen fing man doch in Rom bereis an zu befürchten, sie möch-

ten wohl nur die Vorläufer von viel wesentlicheren Reformen seyn.

So war auch wirklich der Plan des Großherzogs. Um aber diese wesentlicheren Reformen zu unternehmen, bedurfte er eines Mannes, der ein echter Theolog war, um die eigentlichen Grenzen zu kennen, bis wohin ein Souverän gehen könne, um die christliche Religionslehre in ihrer Lauterkeit herzustellen, ohne sie zu schwächen oder zu vernichten. Unglücklicher Weise wußte diese Wahl der Bischof von Pistoia, Ricci auf sich zu lenken, ein Mann voll Hitze und Ehrgeitz, und dem es mehr um Neuerungen als um wahre Verbesserungen zu thun war. Da ihn aber der Großherzog schon einmahl gewählt hatte, so zog er ihn zu Rathe, hörte manche seiner Ideen an, und gab seine Einwilligung zur Ausführung derselben.

Ricci fing mit Nebendingen an, die nichts Gründliches besserten, und an denen doch das toscanische Volk noch sehr hing: Er schaffte die so genannten Passionsstationen in seiner Diöcese ab; er wollte alle Verehrung der Bilder aufheben; er befahl den Geistlichen die ganze Messe mit lauter Stimme zu lesen; bey Veranlassung einiger Unordnungen, welche die Dominikanermönche zu Prato in dem dortigen Kloster der Dominikanerinnen angestiftet hatten, bewog er den Großherzog (ohne die Sache, wie in solchen Fällen gewöhnlich war, dem Papste zu melden) sogleich alle Nonnenklöster unmittelbar den Bischöfen zu unterwerfen, worüber er auch von dem Papste einen Verweis bekam, die mit Einwilligung des Papstes im Toscanischen neu errichtete Andacht zum Herzen Jesu verboth er durch einen Hirtenbrief, worin er dem päpstlichen Stuhle

unsanfte Vorwürfe machte. Dieß geschah zu Anfange des Jahres 1781.

Papst Pius wurde über diese gegen sein Ansehen streitenden Schritte aufgebracht, erließ an Ricci eine Breve, worin er ihn zu seiner Pflicht zurück wies, und gebrauchte in demselben einige Ausdrücke, die der Großherzog für sich selbst beleidigend fand. Sogleich läßt er durch seinen Minister in Rom dem Papste eine Schrift übergeben, worüber er schleunige und auffallende Genugthuung fordert, und befiehlt demselben, im Weigerungsfalle Rom zu verlassen.

Dieser entscheidende Schritt wurde jedoch durch den Cardinal Corsini noch vermittelt, dafür gab der Papst seine Einwilligung zur Aufhebung von siebzehn Klöstern im Gebiethe von Sienna, und bald darauf noch von vier-

zig andern Klöstern, deren Existenz man als unnütz ansah. Der Großherzog ließ es jedoch hierbey nicht bewenden: noch im Jahre 1782 ließ er von allen Bischöfen und andern geistlichen Oberen ein Verzeichniß derjenigen Gelder aufnehmen, die alljährlich unter was immer für einem Titel nach Rom gingen, und verboth hierauf gänzlich alle diese Zahlungen. Hierauf schaffte er aus eigener höchster Autorität, und ohne darum in Rom anzufragen, die Inquisition in seinem Staate ab; endlich unterwarf er alle Klöster der Gewalt der Bischöfe, und übertrug ihnen die Besetzung aller Pfarreyen und anderer minderen Präbenden.

Der Bischof von Pistoia ging seiner Seits in seinen Neuerungen auch weiter. Im Jahre 1786 in der Charwoche führte er die Landessprache bey Abhaltung des Gottesdienstes ein. Bald darauf verkündete er durch einen Hirten-

brief die Zusammenberufung einer Diöcesansynode, zu welcher er alle Bischöfe, Decanen und Pfarrer von ganz Toscana einlud. Es erschienen auch wirklich zwey hundert und zwanzig Geistliche. Ricci trug darin seine Abänderungen in der Liturgie, seine Meinungen über Glaube, Gnade, Macht der Kirche, Prädestination rc. vor; diese seine Meinungen waren in Rom als heterodox erklärt; und doch stimmte ihm darin die ganze Synode, bis auf einzige fünf Mitglieder, bey. Durch diese Untersuchungen über Gegenstände der speculativen Theologie war jedoch Ricci weiter gegangen, als der Großherzog gewollt hatte; denn dieser sagte stets: Ich will bloß die Disciplin reformiren, aber alles was Dogma ist, soll unberührt bleiben. Indessen ließ er die Sache auf diese Art beruhen. Der Papst hatte schon wirklich eine Verdammungs-Bulle gegen den neuerungssüchtigen

Ricci in Bereitschaft; jedoch in der Hoffnung, durch Vermittlung des spanischen Hofes die Sache noch in Güte beyzulegen, hielt er dieselbe zurück.

Im darauf folgenden Jahre schrieb Ricci abermahls eine Synode für seinen Kirchsprengel aus; ihm folgte der Bischof von Colle, und kündigte ebenfalls eine Diöcesansynode an. Diese Schritte waren gegen die Absichten des Großherzogs: er schrieb nun selbst eine allgemeine Synode aus, um (wie er in dem darüber erlassenen Circular-Schreiben sehr weislich erklärte) die Spaltungen zu verhindern, welche aus solchen einzelnen Synoden entstehen könnten, und für ganz Toscana eine vollkommene Einförmigkeit in Kirchensachen herzustellen. Es erschienen von der hohen Geistlichkeit achtzehn Erzbischöfe und Bischöfe dabey; aber mit den Sitzungen fingen auch sogleich die Uneinigkeiten an: die drey Erzbi-

schöfe von Florenz, Pisa und Sienna weigerten sich, die von Ricci entworfenen und vom Großherzog vorgeschlagenen Reformen anzunehmen. Leopold, der bloß das Wohl seines Staats dadurch zu befördern suchte, fand sich dadurch gekränkt; er suchte durch Belehrung und Ueberzeugung die widrig gesinnten Bischöfe zur Annahme seiner Reformen zu bewegen, aber nur sehr wenige folgten seiner Stimme. Diese Widersetzlichkeit hatte auch auf das Volk Einfluß. Der Pöbel zu Prato rottirte sich zusammen, brach mit Gewalt in das Haus des Vicarius, des Bischofs von Pistoia, nahm eine Reliquie, die dieser Bischof aus einer Kirche weggeschafft hatte, trug sie im Triumph wieder in die Kirche zurück, plünderte dann den Pallast des Bischofs, und verbrannte unter höhnischem Geschrey die Archive, Bücher, ja selbst das Porträt dieses Prälaten

auf der öffentlichen Straße. Die Synode trennte sich wieder, ohne etwas Wesentliches ausgearbeitet zu haben.

Bald darauf weigerte sich der römische Hof einem vom Großherzog zum Bischof von Pontremoli vorgeschlagenen Geistlichen diese Würde zu verleihen; er verboth alle Bücher, welche in Florenz, Pistoia und Prato über Kirchensachen waren gedruckt worden; er verboth die florentinische Zeitung, und endlich gar die florentinischen Weine in Kirchenstaat einzuführen. Leopold ward durch alles dieses empfindlich beleidigt. Er rief um die Mitte des Jahrs 1788 seinen Minister aus Rom ab; hob dann durch ein Edict vom 20. September die päpstliche Nuntiatur in seinen Staaten gänzlich auf, und erklärte den Nun-

tius als einen bloßen politischen Minister; verboth allen Mönchen, unter Strafe der Landesverweisung, irgend eine Verbindung mit auswärtigen Oberen zu unterhalten, und schaffte endlich die Appellationen an den römischen Stuhl ab.

Alle diese Verfügungen erregten in Rom großes Aufsehen und große Besorgnisse. Der Papst ernannte eine eigene Congregation von Cardinälen, um die Zwistigkeiten mit Toscana auszugleichen; der Großherzog bezeigte aber wenig Neigung von seinen gefaßten Entschlüssen abzugehen. Die Sache zog sich bis in das Jahr 1790 hinaus: da starb Kaiser Joseph II. und Leopold wurde sein Nachfolger in der östreichischen Monarchie und auf dem kaiserlichen Throne. Er übergab die Regierung von Toscana seinem zweytgebor-

nen Prinzen Ferdinand, der Bischof Ricci resignirte sein Bisthum; und die Zeitumstände beschäftigten den neuen Großherzog so sehr mit politischen Angelegenheiten, daß er sich mit Kirchensachen auf keine Weise abgeben konnte.

VII.

Verhandlungen Pius VI. mit dem neapolitanischen Hofe.

Papst Clemens XIII. hatte bekanntlich sämmtliche bourbonische Höfe gegen sich aufgebracht, und jeder derselben ließ ihm seinen Unwillen auf irgend eine thätige Art fühlen. So zog der neapolitanische Hof das Herzogthum Benevent ein, und ließ weder den Zelter noch die gewöhnliche Geldsumme weiter in Rom überreichen.

Clemens XIV. söhnte sich mit diesen Höfen aus, Benevent wurde zurück gegeben, und der Zelter wieder mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit überreicht.

Bald nach der Erhebung Pius VI. auf den heiligen Stuhl, fingen kleine Zwistigkeiten mit dem neapolitanischen Hofe an. Tanucci war damahls Minister, ein heftiger und strenger Mann, der unerschütterlich auf seinen Ideen hielt; er hatte schon im Jahre 1769 die Einkünfte der römischen Kanzelley um ein beträchtliches geschmälert; den Klöstern verbothen, neue Grundstücke anzukaufen, oder auf irgend eine andere Art zu erwerben; die Anmaßungen der Nuntiatur eingeschränkt; auch die Beyträge aufgehoben, welche der neapolitanische Hof zur Verschönerung der Peterskirche und zur Bereicherung der vaticanischen Bibliothek bis-

her nach Rom zu senden pflegte. Dieser Minister behauptete jetzt, daß dem König allein das Recht gebühre, die unter seinem Patronate stehenden Bisthümer und Abteyen zu besetzen; daß der Papst höchstens die übrigen vergeben könne, und auch dabey noch Personen wählen müsse, welche dem König anständig seyen. Er schränkte die Jurisdiction des Nuntius noch mehr ein; hob plötzlich zwey und siebzig Klöster in Sicilien auf; vereinigte mehrere gering dotirte Bisthümer in eines; ließ Abteyen nach dem bloßen Wohlgefallen des Königs vergeben, und befahl den Bischöfen, ohne weiters die in ihren Kirchsprengeln ledig gewordenen Pfarreyen zu besetzen.

Während dieser Vorfälle wurde auch das Erzbisthum Neapel ledig. Der König behauptete, daß er es ganz nach seinem Gefallen

besetzeu könne; der Papst bestand darauf, daß diese Besetzung mit seiner Zustimmung geschehen müsse; endlich verglich man sich dahin, daß der König ganz allein den Erzbischof von Neapel ernennen, dafür aber der Papst das eben auch erledigte Erzbisthum Palermo bloß nach seinem Gefallen besetzen sollte. Das auf diese Art einiger Maßen hergestellte Einverständniß wurde jedoch bald wieder unterbrochen. Schon über zwey hundert Jahre lang waren die Erzbischöfe von Neapel immer auch Cardinäle gewesen: der König forderte diese schon zur Gewohnheit gewordene Ehre für seinen neu ernannten Erzbischof; der Papst schlug es ab, weil man ihm den neuen Candidaten als einen Jansenisten angegeben hatte. Dieses beleidigte den Hof, und man gab dem päpstlichen Nuntius zu verstehen, daß man für die Zukunft im ganzen neapolitanischen Staate gar Nieman-

den mehr zur Cardinalswürde werde gelangen lassen.

Eine andere Ursache zu Mißvergnügen zwischen beyden Höfen wurde neuerdings die Ueberreichung des Zelters. Diese Feyerlichkeit schreibt sich schon aus den Zeiten her, da die Herzoge von Anjou durch Unterstützung der Päpste Neapel eroberten, um sich darin desto sicherer zu erhalten, das Land nach dem Beyspiele ihrer normannischen Vorfahren in diesem Reich, als ein Lehen des heiligen Stuhls erklärten, und zum Zeichen ihrer Vasallschaft dem Papst jährlich ein weißes Pferd und zehn tausend Ducaten überreichen ließen. In den neueren Zeiten fanden die Könige von Neapel diese Ceremonie der Unterthänigkeit ihrer Krone unanständig; unterließen sie manchmahl, verringerten die Summe, und wollten sie endlich ganz aus der

Gewohnheit bringen. Dieß war auch stets die Absicht des Minister Tanucci. Schon im Jahre 1776 brachte er es dahin, daß der neapolitanische Minister in Rom erklären mußte, sein Hof würde künftig die Ceremonie gänzlich unterlassen, jedoch die gewöhnliche Summe Geldes der apostolischen Kammer durch seinen Agenten einhändigen. Der römische Hof wandte sich aber an den König von Spanien; und dieser vermittelte, daß im Jahre 1777 der Zelter wieder feyerlich überreicht wurde, wobey jedoch der Connetable Colonna, der die Ceremonie zu besorgen hatte, erklären mußte: „daß die Ueberreichung des Zelters bloß ein Beweis der Devotion gegen den heiligen Petrus und Paulus sey.“ Der Papst aber, welcher den Zelter übernahm, versetzte hierauf: „Wir nehmen den Zelter als eine Lehenspflicht der Krone von Neapel an.“

Im Jahre 1781 arbeitete man in Neapel ernstlich daran die große Menge der Bettelmönche, welche sich in beyden Sicilien auf 16000 Köpfe beliefen, zu vermindern. Auch wurde verbothen, den Kirchen, Klöstern und anderen geistlichen Stiftungen ferner Legate an Geld oder liegenden Gründen zu vermachen, weil alle diese Corporationen ohnehin schon reich genug wären, wie es in dem königlichen Edicte hieß. Im J. 1782 wurde die Inquisition in Sicilien aufgehoben. Dieses alles geschah wenigstens mit stillschweigender Einwilligung des Papstes, welcher auch ohne Anstand die Erlaubniß ertheilte, nach dem in Calabrien erfolgten großen Erdbeben mehrere reiche Klöster und Stifter einzuziehn, und die Einkünfte davon zur Unterstützung der nothleidenden Einwohner jener Provinz zu verwenden.

Allein ein anderer Punct verhinderte stets die Herstellung einer gänzlichen Harmonie zwischen dem neapolitanischen und dem römischen Hofe: es bestanden in beyden Sicilien hundert neun und dreyßig Bisthümer, und darunter waren nach einem bisher üblichen Gebrauche nur sechs und zwanzig, wovon der König das Patronats-Recht und folglich die ausschlüßlich ihm allein gefällige Besetzung hatte. Der König behauptete schon seit ein paar Jahren, ihm stehe das Patronat-Recht über alle Bisthümer in seinen Staaten zu; er besetzte also die bey Gelegenheit ledig gewordenen; allein der Papst weigerte sich, diese neu ernannten Bischöfe zu confirmiren, und somit entstanden Unordnungen im Kirchenwesen, und die Erbitterung zwischen den beyden Höfen nahm noch mehr zu, besonders da durch einen königlichen sehr nachdrücklichen Befehl allen

Mönchsorden verbothen wurde, ferners in einiger Abhängigkeit von ihren in Rom befindlichen Ordensgeneralen zu stehen.

Bey diesen Umständen entschloß man sich in Rom zu einem neuen Versuch, um die obwaltenden Streitigkeiten auszugleichen: der Prälat Galeppi, ein verständiger und feiner Mann, wurde im J. 1786 nach Neapel geschickt; er fand eine gute Aufnahme bey Hofe; er unterhandelte Anfangs mit dem Anschein eines guten Fortganges; aber so wie man auf ernsthaftere Gegenstände und auf entscheidende Aeußerungen kommen sollte, fing das Geschäft an zu stocken, und nach einigen Monathen mußte Galeppi unverrichteter Dinge nach Rom zurück kehren. Einige Zeit nachher machte der Staats-Secretär, Cardinal Buoncompagni, selbst eine Reise nach Neapel, in der näh-

lichen Absicht, wie Galeppi, und er hatte auch das Schicksal seines Vorgängers. Es wurden von Zeit zu Zeit ministerielle Schriften zwischen dem römischen und neapolitanischen Hofe gewechselt, worin jeder auf die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche bestand, und somit nichts entschieden und nichts beendiget wurde.

Im Jahre 1788, am Vorabende des Festes St. Peter und Pauls erwartete man in Rom die gewöhnliche Ueberreichung des Zelters. Es war ganz und gar keine Anstalt dazu getroffen, und die ganze Sache unterblieb. Der Papst betrübte sich darüber; das römische Publicum ärgerte sich; und der Fiscal der apostolischen Kammer machte eine feyerliche Protestation gegen die Unterlassung dieses so genannten Feudal-Tributes. Ein paar Wochen darauf überbrachte der neapolitanische Geschäftsträger dem

Cardinal Staats-Secretär 12000 Scudi, welche sein Hof den beyden heiligen Aposteln als ein frommes Opfer darbringe. Der Cardinal nahm die Summe nicht an, weil die Ueberreichung des Zelters war unterlassen worden; und der neapolitanische Agent hinterlegte, auf Befehl seines Hofes, diese 12000 Scudi bey einem Wechsler in Rom zur Disposition der apostolischen Kammer. Im darauf folgenden Jahre geschah wieder ganz das nähmliche in Betreff dieser Feyerlichkeit. Dieß Mahl überschickte Pius VI. an Ferdinand IV. eine von ihm selbst verfaßte nachdrückliche Denkschrift über ihre beyderseitigen Verhältnisse. Der König beantwortete die Schrift des Papstes in einem gleich nachdrücklichen Ton; und es schien von beyden Seiten zu einem förmlichen Bruch zu kommen: als die Sachen plötzlich eine ganz andere Wendung nahmen.

Noch zu Ende des Jahrs 1789 wurde eine neue Unterhandlung angefangen, und in weniger Zeit zu einem glücklichen Abschluß gebracht. Das Resultat davon war folgender Vertrag zwischen den beyden Höfen: Jeder König von Neapel bezahlt bey seiner Thronbesteigung, in der Gestalt eines frommen Opfers an den heiligen Petrus, 500000 Thaler; der Papst besetzt alle kleineren Beneficien, jedoch mit lauter Unterthanen des Königs; zu den Bisthümern schlägt der König drey Candidaten vor, und aus diesen muß der Papst einen wählen. Die Ehe-Dispensen werden wieder in Rom gehohlt; die Ueberreichung des Zelters ist auf immer abgeschafft, und der König von Neapel wird nicht mehr ein Vasall des heiligen Stuhls zu Rom genannt.

Nach diesem freundschaftlich getroffenen

Vergleich machten der König und die Königinn in der Charwoche des Jahres 1791 dem Papste sogar einen persönlichen Besuch in Rom. Pius VI. empfing das hohe Paar auf das zärtlichste, und zeigte ihm alles, was Rom Sehenswürdiges und Prächtiges hatte; er besuchte seine erhabenen Gäste im Farnesischen Pallaste, wo sie wohnten, und gab ihnen angenehme Feste. Dieser Aufenthalt in Rom, und die dabey vorgefallenen herzlichen Unterredungen machten allen bisher bestandenen Zwistigkeiten ein gänzliches Ende.

VIII.
Verhältnisse des Papstes mit Venedig, mit Portugal, mit Schweden, mit den nordamerikanischen Staaten.

Die ehemahlige venetianische Republik war seit mehreren Jahrhunderten fast in einem immerwährenden Streit mit dem päpstlichen Stuhl, bald über mehr, bald über minder erhebliche Gegenstände: dieses ist um so auffallender, weil seit vierthalb Jahrhunderten fünf Venetianer auf eben diesem päpstlichen Stuhle saßen, und stets mehrere

Venetianer theils Cardinäle waren, theils andere der höchsten geistlichen Würden in Rom bekleideten. Beynahe kein einziger Papst aus der neueren Zeit lebte in gutem Vernehmen mit dieser Republik, selbst der sanfte und gemäßigte Benedict XIV. war unversöhnlich gegen sie aufgebracht; auch der gutmüthige Ganganelli konnte zu keinem vollkommenen Einverständnisse mit ihr gelangen. Pius VI. hatte sogleich im ersten Jahre seines Papstthums Streitigkeiten mit derselben: der venetianische Senat secularisirte plötzlich eine beträchtliche Anzahl von Abteyen und anderen geistlichen Pfründen, und incorporirte die Güter derselben den Gütern des Adels. Der Papst, hierüber unwillig, sagte zum venetianischen Gesandten: „Wenn der Senat sein Decret nicht widerruft, so werde ich den neuen Patriarchen von Venedig nicht anerkennen. Es ist einmahl

Zeit, daß Ihre Republik sich erkläre, ob sie in dem Schifflein Petri bleiben will, oder nicht." Der Gesandte antwortete hierauf in einem nicht minder trotzigen Tone: „Wenn dieses geschieht, so werde ich bald Rom verlassen, und man wird auch Ihren Nuntius aus Venedig fort schicken." Worauf der Papst versetzte: „Es ist mir wenig daran gelegen, den Minister eines Staates hier zu haben, der so wenige Achtung für den heiligen Stuhl bezeigt, da ich doch seine Unterthanen zu den höchsten Würden der Kirche befördere."

In dem darauf folgenden Jahre wurde die Erbitterung zwischen diesen beyden Staaten so groß, daß sie in einen förmlichen Krieg auszubrechen drohte. Die beyden Cardinäle Rezzonico, geborne Venetianer, vermittelten jedoch den Ausbruch der Feindse-

ligkeiten noch, und der Papst präconisirte den neuen Patriarchen in einem Consistorio. Er glaubte dafür die Aufhebung jener Edicte fordern zu können, welche seiner Jurisdiction Abbruch thaten; allein der Senat kehrte sich nicht an seine Forderungen; im Gegentheil hob er Klöster auf, verboth den noch bestehenden Güter zu acquiriren, schränkte die Jahre der Klostergelübde und die nach Rom zu leistenden Zahlungen ein ꝛc.

Auch weltliche Streitigkeiten hatte der Papst mit dieser Republik. Schon im Jahre 1780 entspann sich eine Zwistigkeit wegen einem Grenzfluß zwischen Ferrara und Rovigo. Vor einigen Jahren gab es eine neue Fehde wegen dem Ufer und den Mündungen des Po; allein die letztern großen Ereignisse in Italien machten diese Angelegenheit plötzlich verschwinden.

In Portugal war zur Zeit der Thronbesteigung Pius VI. der allmächtige Pombal noch Minister; dieser machte sogleich einen Versuch, dem Papste die Besetzung aller Beneficien in Portugal zu entreissen; die Sache ging jedoch nicht durch, sondern es wurde einstweilen ein Vertrag geschlossen, kraft dessen der König jährlich 120000 Thaler von den vacant gewordenen geistlichen Gütern für sich behielt, und 50000 Thaler an den Papst überließ, um damit die aus Portugal nach dem Kirchenstaate geschickten Jesuiten zu unterhalten. Nach dem Tode König Josephs I. und der Entfernung des Marquis Pombal vom Ministerium, zeigte sich der portugießische Hof wieder günstiger für den heiligen Stuhl. Die Königinn fing selbst eine Correspondenz mit dem Papste an, und im Jahre 1778 schloß sie ein neues Concordat mit demselben, vermöge dessen die

Besetzung aller Präbenden zwischen ihm, dem Hofe und den Bischöfen im Lande getheilt wurde; und als im Jahre 1790 diese Königinn aus weisen Gründen die öffentlichen Abgaben unter alle Classen von Staatsbürgern zu vertheilen unternahm, folglich auch die Geistlichkeit dazu zog, nahm Pius keinen Anstand, ihren Absichten Genüge zu leisten, und hob durch ein eigenes Breve die bisherige Immunität des portugiesischen Clerus auf.

Der schwedische König Gustav III. gab im Jahre 1781 ein Edict, wodurch den in Schweden wohnenden Katholiken einige Vortheile zugestanden wurden. Im Jahre 1783 machte dieser König unter dem Nahmen eines Grafen von Haga, persönlich eine Reise nach Italien, und kam am 2. November in Pisa an. Von dort aus schrieb er ei-

nen sehr freundschaftlichen Brief an Pius, kündigte ihm seine baldige Ankunft in Rom an, und versicherte ihn zugleich, daß die in seinen Staaten wohnenden Katholiken sich stets seines besondern Schutzes würden zu erfreuen haben.

Bey seiner Ankunft in Rom überhäufte ihn der Papst, wie natürlich mit Freundschaftsbezeigungen. Der König, von Natur mit einer einschmeichelnden Art ausgesteuert, gewann sich durch seine leutselige Herablassung die Zuneigung des ganzen Publicums von Rom. Er besuchte alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt, und hatte im päpstlichen Museum eine sehr lange Unterredung mit Pius VI. Nach einem Monath langen Aufenthalt ging der schwedische König nach Neapel, kam aber im Frühjahre 1784 gerade zur Charwoche wieder nach Rom zurück,

und wohnte während derselben allen, in katholischen Ländern gewöhnlichen Kirchenfeyerlichkeiten mit größter Aufmerksamkeit bey. Eine höchst ungewöhnliche Sache für die Römer war es, daß Gustav zu dem herannahenden Osterfest in seiner Wohnung ein Zimmer nach protestantischem Kirchengebrauch zurichten, und darin sich selbst, seinem Gefolge, und den wenigen in Rom eben befindlichen Mitgliedern der augsburgischen Confession die Communion durch einen schwedischen Bischof, nach seinem evangelischen Ritus reichen ließ. Der Papst gab seine Einwilligung dazu, und das römische Volk bezeigte nichts als eine stillschweigende Verwunderung darüber. — Der König besah noch einige Seltenheiten von Rom, schenkte in das päpstliche Museum drey Kistchen von Brasilien-Holz, worin zwey hundert zwey und zwanzig goldene und silberne Münzstücke

lagen, welche die Bildnisse aller berühmten Schweden vorstellen, und nahm dann Abschied von Pius VI., wobey sie einander zärtlich umarmten.

Schon seit der ersten Colonisirung der nordamerikanischen Provinzen hatten sich daselbst auch Katholiken aus verschiedenen Ländern niedergelassen. Da ihre Zahl immer mehr angewachsen war, und diese Provinzen im Jahre 1783 ein souveräner Freystaat geworden sind, der alle Religionen constitutionsmäßig tolerirt, so verstanden sich die daselbst zerstreuten Katholiken, ihre Religionsverfassung ordentlich einzurichten; sie begehrten also mit Erlaubniß des Congresses im Jahre 1789 von Pius VI. einen Bischof für die katholischen Religionsverwandten in den nordamerikanischen Provinzen, und übertrugen ihm zugleich auf immer das

Recht, diesen Bischof zu ernennen. Pius VI. nahm dieses Anerbiethen gefällig auf, überließ aber dem daselbst befindlichen katholischen Clerus für dieses erste Mahl die Sorgfalt, den verlangten Bischof selbst zu wählen, und behielt sich bloß das Recht vor, ihn zu confirmiren. Die Wahl fiel auf Johann Carrol, der seinen Sitz zu Baltimore festsetzte, und den Titel eines päpstlichen Legaten annahm.

IX.

Ueber die innere Verwaltung des Kirchenstaates.

In politischer Hinsicht befindet sich der Kirchenstaat eben nicht in der glücklichsten Lage; er ist seiner wesentlichen Verfassung nach bekanntlich ein Wahlstaat, und dieser Umstand allein ist schon an und für sich für seine politische Oekonomie nicht sehr günstig. Ein allgemein anerkanntes Gebrechen der Wahlstaaten besteht darin, daß sie in der Hauptsache stets bey ihren veralteten, auch unvortheilhaften Einrichtungen bleiben, nicht

mit dem Geist der Zeiten fortrücken, und mit den politischen Verbesserungen der Erbstaaten nicht gleichen Schritt halten. Den Kirchenstaat trifft dieses um so mehr, da zu seinem Oberhaupt gewöhnlich schon ein Mann von hohem Alter gewählt wird, der folglich wie jeder abgelebte Mann, weder viel Zeit, noch Lust mehr haben kann, viele oder tief eingreifende Neuerungen in seinem Lande vorzunehmen, meistens auch durch alt hergebrachte Gewohnheit nicht einmahl befugt wäre, dieses zu thun.

Zwar ist das Gebieth des Kirchenstaats, wie es in den neueren Zeiten war, von ansehnlichem Umfang: es enthält 800 geographische Quadratmeilen, hat viel fruchtbares und vortreffliches Land, auch große Bequemlichkeit zum Handel, indem es so wohl am adriatischen als am mittelländischen Meere

mit guten Häfen versehen ist. Allein das Land ist ziemlich nachlässig angebaut, auch gar nicht verhältnißmäßig bevölkert, denn seine ganze Population betrug nach einer unter dem Cardinal Valenti vorgenommenen Zählung nur 1,100,000 Menschen.

Die jährlichen Einkünfte aus den Abgaben der Unterthanen, aus der Verpachtung der Grundstücke der apostolischen Kammer, aus den Taxen auf Fleisch und Getreide, aus dem Ertrag einer Lotterie, und aus den Mauthgeldern auf fremde Waaren, betrugen ungefähr dritthalb Millionen römischer Scudi.

Nebst diesen gewöhnlichen Einkünften weltlicher Souveräne hatte der Papst als geistliches Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche auch noch andere beträchtliche Ein-

künfte, welche ehemahls seinen Territorial-Ertrag um vieles überstiegen, in den neueren Zeiten aber durch mancherley Reformen und Einschränkungen in Kirchensachen, welche die katholischen Fürsten vorgenommen haben, um ein ansehnliches sind vermindert worden. Diese Einkünfte sind der Ertrag der Datarie und der römischen Kanzelley: sie bestehen in den Annaten der Consistorial-Pfründen, in den Gebühren für die Pallia und Confirmationen der Erzbischöfe und Bischöfe, für Dispensationen, Canonisirungen, Promotionen der Cardinäle, aus Subsidien der Geistlichen, und ähnlichen Quellen, und sollen im Jahre 1788 noch zwey Millionen 435000 römische Scudi betragen haben; daß also die sämmtlichen jährlichen Einkünfte des päpstlichen Stuhls ungefähr fünf Millionen Scudi ausmachen.

Die oberste Finanzstelle des Kirchenstaats ist die apostolische Kammer. Sey es, daß die Mitglieder dieser Stelle nicht genugsame Erfahrung oder Treue für ihr Amt besaßen, oder daß die häufigen Regierungsveränderungen des Kirchenstaats einen nachtheiligen Einfluß auf die Verwaltung der Finanzen haben: genug, die apostolische Kammer oder der Staat hat eine beträchtliche Schuldenlast. Der Anfang dieser Staatsschulden fällt schon in das Papstthum Sixtus V., und seit dem haben sich dieselben immer vermehrt. Im Jahre 1741 betrugen sie bereits 56 Millionen Scudi. Im Jahre 1766 entwarf Pius VI., damahls noch Prälat Braschi und Schatzmeister der apostolischen Kammer, selbst eine Bilanz des Staatsvermögens, und die Schulden betrugen 61 Millionen Scudi. Im Jahre 1789 waren sie bis auf 87 Millionen angewachsen, und die Zinsen davon

nahmen ungefähr die Hälfte des ganzen jährlichen Einkommens weg.

Industrie und Handel waren im Kirchenstaat keineswegs in dem blühenden Zustand, worin sie nach der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes hätten seyn können. Aus den am adriatischen Meere gelegenen Provinzen wurde etwas Wein, Oehl, und bey reichen Ernten auch etwas Getreide ausgeführt, nebst diesen noch rohe Wolle und Seide, welche dann verarbeitet wieder eingeführt, und theuer bezahlt werden mußte. Aus Frankreich allein betrug die Einfuhr an Zucker, Kaffee und Seidenzeugen jährlich gegen zwey Millionen Livres.

Papst Pius VI., welcher selbst Schatzmeister der apostolischen Kammer gewesen war, mußte nothwendiger Weise den übeln

Zustand der Finanzen besser als irgend Jemand kennen: so bald er seine Regierung angetreten hatte, suchte er auch denselben zu verbessern: er setzte eine eigene Congregation von sieben Cardinälen ein, welche sich über diesen Gegenstand berathen und ihm Vorschläge thun sollte. Noch als Schatzmeister hatte er Clemens XIV. dahin vermocht, einige Baumwollen = Zeugfabriken zu errichten; als Papst unterstützte er die schon bestehenden Leinwand = Hut = und Seidenfabriken, brachte die Ledergärbereyen mehr in Aufnahme, und legte Fabriken von feinen Tüchern an, deren Producte in kurzem so gut als die besten französischen und englischen Tücher, aber etwas theurer waren.

Alle diese Bestrebungen konnten jedoch im ganzen keine merkliche Verbesserung hervorbringen, als endlich unglücklicher Weise die

grausame französische Revolution entstand: durch diese verlor der päpstliche Stuhl gleich Anfangs alle seine Einkünfte aus der Grafschaft Avignon, alle seine geistlichen Einkünfte aus ganz Frankreich, dann auch aus den Niederlanden, aus Savoyen und einem Theile von Deutschland; nachher größten Theils auch aus dem Genuesischen, aus der Lombardie und dem Modenesischen, späterhin gar drey seiner Legationen. Von nun an war einstweilen in der Staatsverwaltung nichts weiter zu verbessern.

X.

Verhältnisse des Papstes mit Frankreich vor der Revolution. — Erste Eingriffe der National-Versammlung in die päpstlichen Rechte.

Frankreich hatte in den neueren Zeiten wenige Verhandlungen von Bedeutung mit dem römischen Hofe. An der Vertreibung der Jesuiten nahm es gleichsam nur aus Gefälligkeit gegen Spanien, Neapel und Parma Antheil. Nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu lebte es, so zu sagen, in einem beharrlichen Frieden mit Rom, und dieser dauerte bis auf

die Zeit der berüchtigten Halsbandgeschichte in Paris, im Jahre 1786, in welcher der Cardinal Rohan, Erzbischof von Straßburg, Groß-Almosenpfleger von Frankreich ꝛc auf eine widerliche Art verwickelt war. Der Cardinal wurde bey dieser Gelegenheit bekanntlich auf eine ziemlich auffallende Art arretirt, in die Bastille gesetzt, und ein förmlicher Prozeß gegen ihn eröffnet. Darüber erhob sich ein Streit zwischen dem Cardinals Collegium in Rom und dem Ministerium in Versailles, über die Befugniß, einen Cardinal in einem Lande außer dem Kirchenstaate abzuurtheilen. Nach einigen von beyden Seiten erregten Ansprüchen und gewechselten Schriften wurde Rohan auf eine abgelegene Abtey in Auvergne verwiesen und die ganze Sache sehr klüglich in Vergessenheit gesetzt.

Im Jahre 1788 wurde der Mönchsorden der Cölestiner und der Orden der Carthäuser in Frankreich aufgehoben, auch den dortigen Protestanten in so weit ein Bürgerrecht zugestanden, daß wenigstens ihre ehelichen Kinder als solche legal anerkannt wurden. Das Collegium der Cardinäle in Rom drang darauf, an dem französischen Hofe Vorstellungen über diese Angelegenheiten zu machen; aber Pius VI., toleranter oder weiser als das Cardinals-Collegium, weigerte sich dieses zu thun.

Bald darauf erfolgte in Frankreich die Versammlung der Notablen. Der Hauptbeweggrund dieser Versammlung war der auf das Aeußerste gestiegene Verfall der Finanzen jenes Königreiches, und somit ihre angelegenste Beschäftigung, die Ausgaben des Staates auf alle mögliche Arten zu ver-

mindern. Unter die Rubriken der unnöthigen Staatsausgaben zählte diese Versammlung auch die päpstlichen Annaten, eine durch alte Concordaten stipulirte Verbindlichkeit, vermöge welcher jeder der höheren Pfründenbesitzer in Frankreich die Einkünfte des ersten Jahres an den römischen Stuhl bezahlen sollte, welche Verbindlichkeit aber in den neueren Zeiten nicht mehr so genau genommen wurde, und sich darauf einschränkte, daß jeder Bepfründete sich mit der Datarie in Rom für einen viel mäßigeren Preis abfand. Man hatte diese Geldausfuhr nach Rom stets viel höher angeschlagen als sie in der That war; jetzt, da man in der Versammlung der Reichsstände so ernstlich darauf drang, mußte man doch auch legal berechnen, wie hoch sich diese Summe belaufen, und nach genau angestellten Untersuchungen zeigte sich, daß sie im Durchschnitt

jährlich 400,000 Livres betrage. Die Summe schien viel zu hoch, um sie stets noch jährlich nach Rom gehen zu lassen, und die Notablen bestanden darauf, die Annaten ohne weiters abzuschaffen. Der Cardinal Bernis, als französischer Minister in Rom, erhielt den Auftrag, diesen Entschluß dort anzuzeigen, welcher den Papst in die unangenehmste Verlegenheit setzte; denn der Streich traf nicht bloß ihn persönlich, sondern auch Einkünfte einiger Cardinäle und vieler Kanzelley-Beamten waren auf die Annaten der französischen Geistlichkeit angewiesen. Der Papst zog einige Cardinäle darüber zu Rathe; diese schlugen vor, ein nachdrückliches, auf theologische und canonische Gründe gestütztes Breve nach Frankreich zu erlassen. Pius, gemäßigter und klüger, schrieb bloß einen sanften Brief an Ludwig XVI., und empfahl ihm das Wohl der Kirche; auch

erklärte er sich mündlich gegen Bernis, daß er für seine Person wohl die Annaten wolle fahren lassen, daß er aber ohne Beystimmung der übrigen dabey interessirten Personen noch keine entscheidende Antwort geben könne.

Mittlerweile hatten die Reichsstände auch die Aufhebung der Zehenden beschlossen; eine Verfügung, welche zwar Rom nicht unmittelbar betraf, aber dem Papste als Oberhaupt und allgemeinen Vater der sämmtlichen katholischen Priesterschaft, und als dem Beschützer der Güter seiner Kirche in allen Ländern, keineswegs gleichgültig seyn konnte.

Ehe noch die Verhandlung über die Annaten beendiget war, und ehe man in Rom sich von der Bestürzung über die unerwarteten Verfügungen der Notablen erhohlt hat-

te, war in Paris die bekannte Nationalversammlung entstanden.

Diese gab am 2ten November 1789 ein Decret, wodurch sie ohne weiters die sämmtlichen Güter der französischen Geistlichkeit für National-Güter erklärte.

Dieß war in jedem Betracht ein unerhörter und tödtlicher Streich, ein Schritt ohne Beyspiel in irgend einem katholischen Lande. Das Cardinals-Collegium in Rom gerieth darüber in eine wahre Erbitterung; auch Papst Pius war sehr niedergeschlagen, und sagte zu seinen Vertrauten: „Ich sehe großes Unglück vor, allein ich werde mich stillschweigend verhalten." Dieß war auch in der That das beste was er bey jenen Umständen thun konnte, wo es jedem klar sehenden Menschen schon ziemlich deutlich

wurde; daß in Frankreich bald alles in die schrecklichste Verwirrung kommen müsse. Billigen konnte er als Papst solche Decrete unmöglich, und den erhitzten und überspannten Köpfen der National-Versammlung einen ohnmächtigen Widerstand leisten wollen, hieß bey der Sache mehr verlieren als gewinnen. Diese Versammlung ging in allen ihren Unternehmungen gar sehr rasch vorwärts: sie gab kurz darauf ein anderes Decret, wodurch sie den König einlud, von nun an kein ledig werdendes Beneficium mehr zu besetzen, bis sie nicht ihren allgemeinen Plan, in Betreff der Geistlichkeit würde entworfen und ihm vorgelegt haben: eine Maßregel, welche man schon für einen Vorläufer dessen ansehen konnte, was in der Folge leider nur zu augenscheinlich ward.

Dieß waren indessen bloß Eingriffe in die geistlichen Rechte des Papstes; aber auch seine weltlichen Souveränitäts-Rechte wurden nicht verschont. Schon in der Mitte des Jahrs 1789 hatte ein Deputirter aus der Provence, Nahmens Bouche, der National-Versammlung den Vorschlag gethan, die päpstliche Grafschaft Avignon mit der französischen Monarchie zu vereinigen.

Das Gebieth von Avignon und die Grafschaft Venaissin, welche beyde man gewöhnlich die Grafschaft Avignon nennt, machen zusammen ein kleines aber sehr fruchtbares Ländchen aus, welches fast ganz von der französischen Provinz Provence umgeben ist, und von einem Vice-Legaten verwaltet wurde. Frankreich hat den Besitz davon wohl einige Mahl den Päpsten streitig gemacht, diese blieben jedoch im Besitz; nur wenn ein

König von Frankreich über den römischen Stuhl sehr aufgebracht war, zog er diese Grafschaft ein: so geschah es zum letzten Mahl unter Ludwig XV. im Jahre 1768; unter Clemens XIV. aber wurde die Grafschaft im J. 1774 wieder zurück gegeben, und Pius VI. besaß sie ruhig bis zum Jahr 1789.

So bald man in Avignon hörte, daß Bouche die Motion gemacht hatte, die Grafschaft mit Frankreich zu vereinigen, erklärte die päpstliche Landesregierung, daß sie ihrem Souverän treu verbleiben wolle. Allein die nähmlichen Sitten, die nähmliche Sprache, Nachbarschaft Verwandtschaften, Handel und Wandel hatten die Einwohner von Avignon mit den übrigen Franzosen im moralischen Verstande schon längst einerley

gemacht. Da sich dazumahl ein allgemeiner Schwindelgeist von Revolution und Freyheit über ganz Frankreich verbreitet hatte, so konnte es aus oben erwähnten Ursachen nicht fehlen, daß nicht auch diese päpstliche Grafschaft davon sollte ergriffen werden. Die Mißvergnügten, die stürmischen Köpfe, die Neuerungssüchtigen, deren es in jedem Lande gibt, ermangelten also nicht, das Volk zu bearbeiten: dieses versammelt sich, und ohne dem Papste noch den Gehorsam aufzukünden, macht es sich eine neue Constitution, und, zur Nachäffung der Franzosen, auch eine National-Garde. Der Vice-Legat sah wohl ein, daß er der tobenden Menge nicht Einhalt thun könne; um also doch einen Schatten von Autorität beyzubehalten, setzt er sich selbst an die Spitze der neuen Verfassung und billiget sie; damit

war man aber in Rom nicht zufrieden. Im April 1790 schickte der Papst eigene Commissäre mit einem Breve nach Avignon, wodurch alle dem Vice-Legaten abgenöthigten Anordnungen als nichtig erklärt, und den Commissarien verbothen wurde, dieselben zu publiciren. Hierdurch entstand Zwietracht und Tumult in Avignon; der Vice-Legat hielt sich nicht mehr für sicher genug, ging nach Carpentras und protestirte von dort aus gegen alles, was gegen die vormahlige Verfassung des Landes war unternommen worden.

Es befand sich in der Grafschaft schon eine Partey, welche selbst die Vereinigung mit Frankreich wünschte; allein sie war noch so klein und unbedeutend, daß sie sich bisher nicht zeigen durfte. Die Entfernung des Vice-Legaten und seine Protestation

gegen die neue Constitution erbitterte die ohnehin schon erhitzten Köpfe; die benachbarten Franzosen thaten das ihrige getreulich dazu, und verstärkten dadurch ihre Partey so sehr, daß am 26. October die angebliche Majorität in den neun Districten der Grafschaft selbst verlangte, mit dem Departement der Mündungen der Rhone vereinigt zu werden. Kurz darauf erhielt jedoch die Gegenpartey wieder auf einige Zeit die Oberhand. Der römische Hof fand es unnütz, bey dieser Verwirrung und bey dieser Gährung der Gemüther seine Autorität zu compromittiren; er schwieg also einstweilen; dieses Stillschweigen benützte die jetzt wieder herrschende französisch gesinnte Partey: sie erklärte, daß sie den Vice-Legaten nicht mehr für den Representanten des Papstes anerkenne, und verboth Jedermann, sich weiter an ihn zu wenden, war

jedoch häuchlerisch genug, drey gewählte Oberhäupter der Nation, dem Gesetz und dem heiligen Stuhl schwören zu lassen. Bald aber zog sie die Larve gänzlich ab: am 7. Februar 1791 feyerte sie das Föderations-Fest, und im März kündigte Avignon dem Papste förmlich den Gehorsam auf. Carpentras hielt sich noch eine Weile, und wollte seinem Souverän getreu bleiben, aber nun mischte sich die pariser National-Versammlung öffentlich in die Sache: sie ließ durch ihren Deputirten Bouche vorgeblich beweisen, daß eine Majorität von 14000 Stimmen die Vereinigung verlange; sie ließ eben so durch den deputirten Menou gar diplomatisch beweisen, daß sie das Recht zu dieser Vereinigung habe, und somit wurde ohne weiters die ganze Grafschaft verschlungen.

So lange die Verwirrungen und Partheyenstürme in der unglücklichen Grafschaft herrschten, war sie der Schauplatz der größten Gräuelthaten: in keiner Gegend von Frankreich selbst ist mit solcher Wuth gemordet und verwüstet worden, als in Avignon und Carpentras. Wer immer mit unserer Zeitgeschichte nicht ganz unbekannt ist, der kennt das Ungeheuer J o u r d a n d e n K o p f a b s c h n e i d e r, der die Grafschaft zu einer Schlachtbank machte. Diese Jammerscenen gehören aber in die blutige Geschichte der Revolution; hier war bloß der Ort zu sagen, auf welche Art man dem päpstlichen Stuhle Avignon entrissen habe.

XI.

Benehmen des Papstes in Betreff des französischen Priestereides. — Anstalten zur Sicherheit des Kirchenstaates. — Vorfall mit Basseville.

Eines der größten und nachdrücklichsten Mittel, deren sich die französische National-Versammlung bediente, um die ganze alte Verfassung von Frankreich auf eine wirksame und dauerhafte Art zu vernichten, war die so genannte bürgerliche Constitution der Geistlichkeit, welche sich auf den bekannten Bürgereid stützte, den jeder Priester leisten sollte,

der fernerhin ein geistliches Amt in Frankreich versehen wollte. Ein großer Theil französischer Geistlicher legte diesen Eid ab, blieb im Lande, und behielt dafür seine alten oder erhielt neue Beneficien. Der größere Theil von hoher und niederer Geistlichkeit aber weigerte sich, diesen Eid abzulegen, und wanderte aus seinem Vaterlande, oder blieb in demselben, und lebte in zurück gezogener Einsamkeit.

Diese neue bürgerliche Constitution der französischen Geistlichkeit war zwar ganz wider die Grundsätze der römisch-katholischen Kirchendisciplin; da aber die großen Werkmeister der Revolution noch häuchelten, als ob sie die katholische Religion in Frankreich aufrecht erhalten wollten, so fand Pius VI. einstweilen für gut, stillschweigend dem Gange der Dinge zuzusehen, und durch keinen

übereilten entscheidenden Ausspruch den Weg zu aller Aussöhnung abzuschneiden, weil er ohne Zweifel die Macht der Umstände, der Verblendung und der Verführung kannte. Er verschonte also den großen Haufen der irre gehenden, zeigte aber durch Bestrafung zweyer Oberhirten, daß er die neue Verfassung verwerfe: er suspendirte den Bischof von Autun von seinen geistlichen Functionen, und bedrohte ihn sogar mit der Excommunication, und strich den Cardinal Lomenie, Erzbischof von Sens aus der Liste der Cardinäle, weil beyde jene Constitution angenommen und befördert hatten.

Indessen hatte sich in Paris jene Propaganda der Freyheit gebildet, deren Daseyn man lange bestritten hat; deren Wirkungen aber allmählig in ganz Europa so sichtbar geworden sind, daß weiter kein Zweifel über

ihrer Existenz seyn kann. Sie sandte ihre geheimen Apostel in alle Lande, besonders nach Italien, vermuthlich weil dort schwächere Staaten waren, und sie verhältnißmäßig mehr empfängliche Köpfe aufzufinden hoffte. Alle Souveräns fanden sich in der Nothwendigkeit, ungewöhnliche, auch wohl strenge Maßregeln zu ergreifen, um ihre Länder in der bisherigen glücklichen Ruhe und Ordnung zu erhalten, und verdächtige Menschen, besonders Franzosen aus denselben zu entfernen. Der Papst that ein gleiches, und hatte um so mehr Ursache es zu thun, da in Orvieto und Civita Vecchia wirklich ein Auflauf entstanden war, wobey einige Meuter laut gerufen hatten: Es lebe die Freyheit! In Rom selbst hatte man im Monath August 1791 Spuren von einem Complot entdeckt, welches einige in der Engelsburg verhaftete verdächtige Leute angesponnen

hatten, die der Papst jedoch aus Schonung in Freyheit setzen, aber über die Grenzen des Kirchenstaats abführen ließ.

Diese Umstände machten es zu einer Pflicht von politischer Vorsichtigkeit, daß der Papst seine wiewohl äußerst schwache militärische Macht dazu verwenden mußte, um ähnlichen sehr möglichen Auftritten vorzubeugen. Er ließ also Recruten werben, verstärkte die Besatzung in der Engelsburg, ließ Civita Vecchia in einigen Vertheidigungsstand setzen, ließ einige tausend Mann von der Landmiliz organisiren, wovon er einen Theil als Garnison in die Stadt Rom selbst verlegte, und die übrigen zu einer Art von Cordon so wohl an den Seeküsten als an der Landgrenze gebrauchte: lauter Anstalten, die augenscheinlich keine andere Absicht haben konnten, als auswärtigen Ruhestörern den Eingang in

den Kirchenstaat zu verwehren, und die Uebelgesinnten im Lande im Zaum zu halten.

Die Franzosen fanden diese Kriegsrüstungen des Papstes, wie sie es nannten, sehr lächerlich, machten aber sich selbst wirklich lächerlich dabey; denn da ihre Stimmführer in Paris im Monath Julius 1792 der Nation einen Vortrag über die Gesinnungen der europäischen Mächte machten, zählten sie auch den römischen Hof unter ihre unversöhnlichen Feinde, weil er Avignon wieder zurück haben wollte, und erklärten, daß sich Frankreich schon als in offenbaren Krieg mit ihm begriffen ansehen könne.

Dagegen ließ Papst Pius seiner Seits bald darauf publiciren: er wolle eine vollkommene Neutralität beobachten, habe folg-

lich keine Feindseligkeiten zu befürchten; er müsse dessen ungeachtet für die Sicherheit seiner Küsten und Grenzen sorgen, und zur Bewachung seiner Hauptstadt Truppen anwerben.

Um auch den Franzosen allen Vorwand zu Klagen oder Feindseligkeiten abzuschneiden, ließ er einige französische Künstler wieder frey, welche in Rom die französische National-Cocarde aufgesteckt, und aufwieglerische Reden geführt hatten, und deßwegen waren verhaftet worden.

Frankreich hatte sich indessen in eine demokratische Republik umgestaltet. Die Gewaltsmänner der Nation führten bey allen Gelegenheiten eine Sprache, und handelten mit einem Hochmuthe, der jedes andere Volk

gegen sie empören mußte; und diese Art zu sprechen und zu handeln äffte von nun an jeder einzelne Franzose nach, was und wo er auch immer seyn mochte; und sie, die allen anderen Nationen Vorurtheile von Geburt, Wappen, Titeln ꝛc. vorwarfen, und mit Beleidigung darüber aushöhnten, hatten ihre National-Cocarde zu einem Idol erhoben, und geberdeten sich damit so unausstehlich lächerlich, als ob sich die ganze Nation in einen Haufen Schulknaben verwandelt hätte, der mit einem dreyfärbigen Bändchen spielt.

Dieses Tändelband stiftete an manchen Orten viel Unheil, auch in Rom das erste im Jahre 1794.

Nachdem die Thuillerien in Paris gestürmt, und Ludwig XVI. als wahrer Ge-

fangener in den Tempel war eingesperrt worden, hatten die meisten bisherigen königlichen französischen Minister an auswärtigen Höfen ihre Stellen niedergelegt, und entweder ihren bisherigen Aufenthalt gänzlich verlassen, oder sie lebten als bloße Privatleute fort, ohne sich weiter mit Geschäften zu bemengen. Das letztere hatte auch der Cardinal Bernis, bisheriger französischer Minister am römischen Hofe, gethan. Die neu erschaffene Republik hatte keinen öffentlich anerkannten Agenten in Rom; aber eine ansehnliche Zahl Franzosen von allen Gattungen, Benennungen und Beschäftigungen lebten dort, machten der römischen Polizey viel zu schaffen, und zwangen sie gegen manchen zu einiger Strenge. Um diesen angeblichen Unterdrückungen seiner Landsleute abzuhelfen, schickte der französisch republikanische Minister in Neapel einen seiner Gesandtschafts-Secretärs

nach Rom. Dieser Mann hieß Basseville. Er sprach mit dem Cardinal Staats-Secretär, und dieser versicherte ihn des öffentlichen Schutzes für seine Landsleute, unter der stets voraus gesetzten Bedingung, daß sie auf keine Weise die öffentliche Ruhe stören, auch keine Proselyten für das demokratische Freyheitssystem machen würden. Der Papst selbst hatte den Basseville zur Audienz gelassen, und ihm ähnliche Versicherungen gegeben. Die in Rom befindlichen Franzosen hatten um diese Zeit angefangen, in dem Gebäude der französischen Künstler-Akademie unter mancherley Vorwande große Versammlungen zu halten. Diese Versammlungen waren dem römischen Publicum verdächtig geworden; es sollte eben wieder eine solche gehalten werden, als ein großer Haufe Volks voll Unwillens bey dem akademischen Gebäu-

de, noch vor der Ankunft der Franzosen selbst, zusammen lief.

Basseville und ein Major von dem französischen Geschwader, Nahmens Flotte, waren ebenfalls willens, in die Versammlung zu gehen. Noch vor Anfang derselben fuhren sie in einem offenen Wagen langsam den Corso auf und nieder *). Die beyden Citoyens, Kutscher, Bediente, sogar die Pferde und der Wagen, waren mit der magischen National-Cocarde von ungewöhnlicher Größe verziert. Die Bedienten hatten noch über dieß dreyfarbige Fähnchen, welche

*) Der Corso ist eine der breitesten und volkreichsten Straßen von Rom, in welcher, wie in den meisten italiänischen Städten gewöhnlich ist, Abends die Großen und Reichen statt eines Spazierganges, langsam auf- und niederfahren.

sie öfter über den Wagen schwangen, und dabey mitunter riefen: Es lebe die Freyheit! Es lebe die Republik! Die gutgesinnten Römer sahen dieß für eine Aufforderung zu einer Revolution an; alle aber fanden diese Gaukeley zweyer unbedeutender Ausländer höchst beleidigend. Die Franzosen wurden Anfangs ausgepfiffen, und als sie sich durch Schimpfworte dafür rächen wollten, mit einem Steinhagel begrüßt, worunter auch einige Pistolenschüsse fielen. Basseville ließ jetzt seinen Wagen nach Hause fahren; der schon erbitterte Pöbel folgte ihm dahin, es kam ein Militär-Picket dazu; Flotte und Basseville wollten sich gegen den andringenden Haufen mit gezogenen Degen wehren, als Letzterer im Tumult plötzlich einen Stich in den Leib bekam; man brachte ihn auf die nächste Wachtstube, wo er bald starb.

Das Volk lief durch die Straßen von Rom, und rief: Es lebe der Papst! Es lebe der heilige Glaube!

Ein paar Tage nach diesem leidigen Auftritt erließ der Staats-Secretär Cardinal Zelada, ein Manifest an das Publicum von Rom, worin er sagte: „Er sey gerührt von den Beweisen, welche das römische Volk an den verflossenen Tagen von seiner Anhänglichkeit an die Religion, und von seiner Liebe für die Person Seiner Heiligkeit gegeben habe; allein der heilige Vater sey sehr darüber betrübt gewesen, sehen zu müssen, daß eben dieses Volk mitten in dem Eifer, welchem es sich überlassen hat, um jene Gesinnungen zu beweisen, sich einiger Ausschweifungen schuldig gemacht habe, wodurch die öffentliche Ruhe gestöret worden ist; Ausschweifungen, unwürdig einer Nation, die

sich eine Ehre daraus machen muß, in guten Grundsätzen und bey einer Sittenlehre erzogen zu seyn, deren Vorschriften alle den Frieden, die Milde und Liebe des Nächsten einprägen. Der Papst befehle also seinen Unterthanen, sich künftig ruhiger zu verhalten, jeden Tumult, jede Zusammenrottirung zu vermeiden, kein Haus zu beschädigen, keine Person zu beleidigen, welches Herkommens und von welcher Nation sie auch immer seyn möge 2c. 2c."

In Paris nahm man den Vorfall mit Basseville sehr hoch auf; man sprach von nichts minder als eine Executions-Armee nach Rom zu schicken, die Stadt einer gänzlichen Verwüstung preis zu geben. Hätte man freye Hand gehabt, so würde auch vielleicht in dem damahligen ersten Taumel vom republicanischem Hochgefühl so et-

was erfolgt seyn; allein die Armeen waren noch näher an ihren eigenen Grenzen beschäftiget. Man begnügte sich also einstweilen den Tod des Basseville einen Meuchelmord zu nennen, den der römische Hof wo nicht eigens befohlen, doch begünstiget habe; daß dieses gleichsam das Signal seyn sollte, um alle übrigen Franzosen in Rom zu ermorden und dergleichen Albernheiten mehr. Allein die Folge hat klar genug bewiesen, daß der Vorfall mit Basseville der späterhin erfolgte, mit Düphot, und ähnliche Vorfälle in anderen Ländern geflissentlich von den Franzosen selbst veranstaltet wurden, um die Stimmung der Völker zu erforschen, oder eine revolutionäre Explosion zu befördern.

Bald darauf gab der Papst einen neuen Beweis, wie wenig er gesonnen sey, feindlich gegen Frankreich zu handeln: einer sei-

ner Küstenbewahrer hatte eine französische Tartane genommen und nach Civita Vecchia geführt. Der Papst ließ die Tartane sogleich zurück geben, und erklärte bey diesem Anlaß öffentlich: er sey mit Frankreich nicht im Kriege begriffen. Doch ließ er seinen Unterthanen Vorschriften geben, wie sie sich bey einem feindlichen Einfall zu verhalten hätten, und daß sie in diesem Falle Gewalt mit Gewalt abtreiben sollten. Auch ließ er einen Theil des römischen Kirchensilbers nach der Münze bringen, und für zehn Millionen Scheidemünze daraus prägen, um einen Theil des in Umlauf gesetzten Papiergeldes einzulösen, und die Ausgaben zu bestreiten, welche die nöthig gewordenen Sicherheits- und Vertheidigungs-Anstalten verursachten.

XII.

Vorfälle vom Jahre 1795. — Bonaparte besetzt Bologna und Ferrara. — Waffenstillstand und dessen Bedingungen. — Französische Commissärs in Rom. — Vergebliche Unterhandlung in Florenz.

Es war in Rom eine alt hergebrachte Gewohnheit, daß bey gewissen, für die Kirche, für den Staat oder für die Person des Papstes gefährlichen Umständen die öffentlichen Fastnachts-Lustbarkeiten eingestellt wurden. Seit den unerhört grausamen Be-

gebenheiten in Frankreich und der sich stets weiter ausbreitenden Revolutionswuth war Kirche, Staat und Papst unstreitig in einer stets wachsenden Gefahr, und darum waren die sonst gewöhnlichen Fastnachts-Unterhaltungen schon seit drey Jahren verbothen, auch ließ sich dieses das Publicum von Rom gefallen, ohne darüber zu murren. Im Jahre 1795 änderte sich plötzlich die Scene: die ärmste und gröbste Volksklasse von Rom, die Transteveriner wollten Trotz dem Verboth Fastnacht halten; sie sammelten sich in Haufen, liefen verlarvt durch die Straßen, und trieben mancherley Unfug. Die Militär-Patrouillen wollten, ihrem Befehl gemäß, der Unordnung steuern, und mußten endlich Gewalt brauchen. Dagegen setzte sich der betrunkene Pöbel ebenfalls mit Gewalt, warf mit Steinen nach den Soldaten, griff zu den Stiletten, und trieb die

Sache bis zu einem offenbaren Aufstand. Es sollte nun über die Großen und Reichen losgehen: die Palläste Borghese, Piombino, Chigi und die Wohnung des Herzog Braschi wurden umringt und gleichsam belagert, nebenher die Privatleute auf den Gassen geplündert oder doch mit Geld sich loszukaufen genöthiget. Da der ganze Auftritt ziemlich nach der französischen Revolutionstaktik geführt wurde, so darf man keineswegs zweifeln, daß die geheimen Emissarien und Anhänger jener Nation auch diesen Versuch wieder angezettelt haben, eine Insurrection in Rom zu Stande zu bringen; allein der römische Pöbel war noch nicht reif genug dazu, er ließ sich durch einige Hände voll ausgeworfenes Geld von dem Pallast Borghese abtreiben, so wie von den übrigen durch die Miene von ernsthafter Gegenwehr; und

nach vier und zwanzig Stunden hatte dieser kleine Sturm verbraußt.

Der Überrest des Jahrs 1795 lief für den Kirchenstaat ruhig ab. Im Julius dieses Jahrs hatten zwey neapolitanische Tartanen eine französische Brigantine verfolgt, und endlich auf der Küste des Kirchenstaats auf den Strand gejagt; die Matrosen schwammen an das Ufer und versteckten sich im nahen Walde, wo sie an allem Mangel leidend herumirrten. Der Papst schickte diesen Unglücklichen jede Art von Hülfe, ließ ihnen ihr Schiff ausbessern, und sie bey der Abfahrt sogar bis auf eine gewisse Höhe begleiten. Er erklärte bey dieser Gelegenheit abermahls; daß er mit Niemandem im Kriege begriffen sey, daß er im Frieden leben, und keiner Nation etwas zu Leide thun wolle.

Der Geldmangel wurde indessen in Rom immer drückender. Gegen das Ende des Jahrs verkaufte Pius VI. eine große Zahl seiner prächtigen Staatscarossen und vierzig seiner schönsten Pferde; man löste daraus 60,000 Scudi, welche der Papst sogleich nach dem Leihhause und nach der Bank schickte, um sie gegen Papiergeld in Umlauf zu setzen.

Das darauf folgende Jahr 1796 war eines der unglücklichsten für Pius VI. und den Kirchenstaat Die französischen Armeen hatten den König von Sardinien gezwungen, sich von der Coalition zu trennen, und einen Frieden zu schließen, der ihn fast gänzlich entwaffnete und von Frankreich abhängig machte. Nachdem sie sich auf diese Art im Rücken sicher gestellt hatten, drang ihr General Bonaparte mit einem so unerhörten Glück vorwärts, daß er in kurzem die

ganze östreichische Lombardie überwältigte, und nur noch durch die Festung Mantua aufgehalten wurde, in ganz Oberitalien den unumschränkten Meister zu spielen. Bey so bewandten Umständen hatte der wiener Hof mit Neapel einen Vertrag geschlossen, kraft dessen dieser letztere eine gewisse Zahl von Hülfstruppen in die Gegend von Mantua schicken sollte. Ein Corps neapolitanischer Cavallerie setzte sich zuerst in Marsch, und kam im Monath Aprill an die Grenze des Kirchenstaats, um durch denselben nach Oberitalien zu ziehn. Der Papst, welcher in keinem Betracht diesen Durchmarsch verhindern konnte, ernannte einen Commissär, der diese Cavallerie friedlich und ordentlich durch sein Land führte.

Dieser Durchmarsch von ein paar tausend Cavalleristen war für den durch seine uner-

wartet schnellen Siege übermüthig und kühn gewordenen französischen Heerführer der erwünschteste Vorwand, gegen den Kirchenstaat feindlich zu handeln. Er schrie über Verletzung der Neutralität, und drohte, den römischen Hof dafür zu bestrafen, weil nähmlich die bekannte Schwäche desselben gar keinen Widerstand möglich machte, und in seinem Gebiethe eine höchst reiche Ausbeute von geistlichen und profanen Schätzen zu machen war.

Pius VI. seines wehrlosen Zustandes sich bewußt, und für das Wohl seines Staats besorgt, ward durch diese Drohung äußerst bestürzt, denn die trotzige Tollkühnheit und die unersättliche Raubsucht der französischen Armeen war um diese Zeit schon allenthalben bekannt. In dieser Verlegenheit wandte er sich an den in Rom befindlichen spanischen Minister, Ritter Azara, um den Mittler

zwischen ihm und dem drohenden Bonaparte zu machen. Azara nahm den Auftrag an, und reiste nach Mayland zu dem französischen General. Dieser wies die Vermittlung zwar nicht geradezu ab, fing sogar Conferenzen an, ließ aber auch unverzüglich seine Truppen aus dem modenesischen in das päpstliche Gebieth einrücken, welche am ersten das nahe an der Grenze gelegene Fort Urbino, und in wenig Tagen darauf Bologna und Ferrara sammt dem dazu gehörigen Gebieth fast ohne allem Widerstand wegnahmen.

Die Nachricht von dem Verlust dieser beyden Legationen kam bald nach Rom und verursachte daselbst eine große Gährung. Um dieselbe zu dämpfen, und die erschrockenen Römer etwas zu beruhigen, erließ der Cardinal Staats-Secretär eine kurze Proclamation,

worin er zum Schluß die nachdrücklichen Worte sagte: „Als Christen wendet euch zu Gott; als Unterthanen habt Vertrauen auf euern Souverän, welcher nichts verabsäumt, um euch einen dauerhaften Frieden zu verschaffen.“

Bald nach dieser Proclamation langte auch ein Courier vom Ritter Azara an, mit der Nachricht, daß derselbe am 23. Junius zu Bologna mit Bonaparte einen Waffenstillstand für den römischen Hof geschlossen habe.

Dieser Waffenstillstand war jedoch ein sehr theurer Kauf. Er bestand aus folgenden 10 Artikeln: 1) Die Feindseligkeiten werden bis auf 5 Tage nach den Unterhandlungen eingestellt. 2) Der Papst schickt einen Bevollmächtigten nach Paris, zur Genugthuung für die Mißhandlungen und Nachtheile, welche

die Franzosen in seinen Staaten erlitten haben, besonders für die Ermordung des Basseville. 3) Alle in päpstlichen Staaten wegen ihrer politischen Meinungen verhaftete Personen werden sogleich in Freyheit gesetzt. 4) Die päpstlichen Seehäfen sollen für die Franzosen offen, für alle mit ihnen kriegführende Mächte aber geschlossen seyn. 5) Die französische Armee bleibt im Besitz von Bologna und Ferrara. 6) Die Citadelle von Ancona wird den Franzosen eingeräumt. 7) Die Stadt Ancona aber bleibt unter der Civil-Regierung des Papstes. 8) Der Papst überliefert an die französische Republik einhundert Gemählde, Vasen, Büsten, Statuen, und darunter nahmentlich die auf dem Capitolium befindlichen Köpfe der beyden Brutus; auch 500 Manuscripte, welches alles nach Gutdünken der französischen Commissärs ausgewählt wird. 9) Der Papst be-

zahlt an die französische Republik 21 Millionen Livres, und zwar 15 Millionen 500,000 Livres in baarem Gelde oder Gold- und Silbermassen, und sechsthalb Millionen an Lebensmitteln, Kaufmannswaaren, Pferden und Schlachtvieh; hiervon werden die ersten 5 Millionen in 14 Tagen, die zweyten 5 Millionen in einem Monath, und die noch übrigen sechsthalb Millionen in 3 Monathen bezahlt; die sechsthalb Millionen an Naturalien werden abgeführt wann und wo es die französische Republik begehrt. 10) Die französischen Truppen haben freyen Durchmarsch durch den Kirchenstaat, so oft es die Republik will.

Diese Bedingungen waren in der That mehr als zu Boden drückend. Durch die fünfte verlor der ohnehin schwache Staat zwey seiner schönsten und besten Provinzen;

durch die achte verlor die Stadt Rom einen großen Theil ihres Glanzes, und für die Ausländer den vorzüglichsten Reitz dahin zu kommen; zur Erfüllung der neunten wußte man vor der Hand in Rom selbst noch nicht die Mittel aufzutreiben. Diese Finte sich bey solchen Interims-Tractaten schwere Contributionen an baarem Gelde bezahlen zu lassen, wurde von nun an ein Lieblingskunstgriff der französischen Politik; sie machten es in der Folge mit mehreren Souveräns auf gleiche Art, forderten ungeheure Geldsummen, und benahmen gerade dadurch einem solchen Staat die Mittel sich zu vertheidigen, wenn sie über eine Zeit wieder kamen, um ihn gänzlich umzuwerfen.

So bald der Papst die Bedingungen des Waffenstillstandes wußte, ließ er den Cardinal-Kämmerling und den Gouverneur von

Rom zu sich kommen, auch rief er die Staats-Congregation zusammen. Man berieth sich, und das traurige Resultat war, man müsse sich in die Umstände ergeben; und sogleich wurde Pierachi, der schon ehemahls Internuntius in Frankreich gewesen war, als bevollmächtigter Minister nach Paris abgeschickt, um bey den dortigen Machthabern, wo möglich, eine Linderung der Bedingungen auszuwirken, und auf alle Fälle einen gänzlichen Vergleich zwischen der Republik und dem römischen Hofe zu Stande zu bringen.

Der schwereste Punct für den heiligen Vater war, das Geld zur Bezahlung der Contribution aufzubringen, denn alle gewöhnlichen Hülfsquellen waren schon erschöpft; er schlug also in einem geheimen Consistorium vor, den von Papst Sixtus V.

in der Engelsburg hinterlegten Schatz zu diesem Endzweck zu verwenden. Jener Papst hatte diesen Schatz mit der ausdrücklichen Vorschrift daselbst niedergelegt, daß er nur in den größten Nöthen der Kirche und des Staats sollte angegriffen werden; dieser Fall schien jetzt eingetreten zu seyn, und die Congregation willigte ohne weiters in diese Maßregel; als man aber zu ihrer Ausführung schritt, mußte man die darauf gestützte Zuversicht um ein Merkliches herunter stimmen. Dieser berühmte sixtinische Schatz, welcher vor dritthalb Jahrhunderten eine ungeheure Geldsumme ausmachte, stand jetzt nicht mehr in eben diesem Verhältnisse: es waren ungefähr 700000 Scudi, die kaum zur ersten Bezahlungsfrist hinreichten. Für die folgenden mußte man neue Quellen öffnen. Die Kirchen und andere geistliche Stiftungen mußten allen ihren Schmuck, alles

goldene und silberne Geräthe, das nicht unmittelbar zum Gottesdienste nothwendig war, abliefern. Man forderte alle wohlhabenden Unterthanen auf, ihr überflüssiges Silbergeschirr in den päpstlichen Schatz abzugeben. Vier vornehme Herren von Rom übernahmen diese Sammlung. Der Fürst Doria gab allein ein freywilliges Geschenk von einer halben Million dazu.

Man erwartete nun die französischen Commissärs, welche nach Rom kommen sollten, um die Bedingungen des Waffenstillstandes in Erfüllung zu bringen. Da sie die politische Execution vorstellten, welche erschien, um der Stadt Rom ihre so lange besessenen unersetzlichen Schätze der Kunst und des Alterthums zu entreissen, so befürchtete die Regierung wohl nicht ohne Grund, das Publicum möchte bey ihrer Ansicht in eine Art von

verzweifelter Wuth gerathen, sich an ihren Personen vergreifen, und somit den heiligen Vater unverschuldet in neue Fehden mit der unüberwindlich scheinenden französischen Republik verwickeln. Der Cardinal Staats-Secretär erließ deßhalb eine höchst eindringliche Proclamation an das römische Volk, worin er allen und jeden die schwersten Strafen androhte, welche sich auch nur die mindeste Beleidigung gegen die französischen Commissärs oder deren Gefolge erlauben, oder sie bey der Vollziehung eines ihrer Aufträge stören würden.

Im Monath Julius kam der erste dieser Commissärs, der Bürger Miot, damahls französischer Minister in Toscana, wirklich in Rom an. Der Papst, voll Besorgniß, es möchte demselben, trotz aller gebrauchten Vorsicht, irgend eine Unbild geschehen, ersuchte

den spanischen Minister, welcher bey ganz Rom in großem Ansehen stand, dem Commissär entgegen zu gehen, und ihn in seinem Wagen in die Stadt einzuführen; dieß geschah, und zum Ueberfluß hatte man den Wagen noch mit einem Cavallerie-Picket umgeben. Miot ward mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, die für außerordentliche Bothschafter gewöhnlich waren; er hatte eine lange Audienz bey dem Papst, dann eine Conferenz mit dem Cardinal Zelada, und erhielt Besuche von den meisten Cardinälen. Bald nach ihm langte auch Cacault an, ein hitziger Mann und für die Demokratie und das jakobinische System sehr thätiger Citoyen. Diese beyden waren eigentlich für die politischen Angelegenheiten; dann kamen noch einige andere, welche Kunstverständige waren, und von Amts wegen das

Beste von Gemählden, Statuen und Alterthümern aussuchen mußten, um es nach Paris abzuführen.

Die politischen Conferenzen über die Erfüllung des Waffenstillstandes fingen sich in der Wohnung des Ritters Azara an. Unterdessen gingen die kunstverständigen Commissärs in ganz Rom herum, und beschauten allenthalben die Denkmahle und Gegenstände aus ihrem Fache, um in ihrer Auswahl ja das Kostbarste zu treffen. Das hieß nun allerdings die Geduld der ohnehin schon erbitterten Römer auf das äußerste spannen; auch riß sie endlich. Zwey dieser Commissärs betrachteten sehr aufmerksam die trajanische Säule: es versammelten sich um sie her Leute, und da diese ohne Zweifel dachten, die Franzosen möchten ihnen auch dieses Denkmahl des Alterthums rauben, so brach

ihr Unwille plötzlich los: sie warfen mit Steinen nach den Commissärs, und begleiteten den Steinhagel mit Drohungen und Verwünschungen; die Commissärs suchten zu entfliehen, und trafen glücklicher Weise auf einen römischen Officier, der sie in Schutz nahm, und unbeschädiget zum Gouverneur von Rom brachte. Ein paar Tage darauf erfolgte ein ähnlicher Auftritt. Pius war darüber in der äussersten Betrübniß; er gab neue Befehle; ließ hinlängliche Wachen in die Nähe der Wohnung des französischen Ministers stellen; ließ einige der Ruhestörer verhaften und bestrafen.

Diese stürmischen Auftritte bewogen den alten und schon gebrechlichen Cardinal Zelada, seine Stelle niederzulegen, und statt seiner wurde der Cardinal Busca Staats-Secretär.

Um diese Zeit kam ein Courier von dem päpstlichen Abgesandten Pierachi aus Paris an: er meldete, daß die französische Regierung verlange, daß die definitive Unterhandlung mit dem römischen Hofe in Florenz gepflogen werden soll; daß sie aber als einen Präliminar-Artikel davon fordere, der Papst solle die von ihm in den französischen Kirchenangelegenheiten erlassenen Breven mißbilligen und widerrufen. Die Forderung war beleidigend. Pius VI. berief eine sehr zahlreiche Congregation, von den gelehrtesten Cardinälen, um über diesen sonderbaren Präliminar-Artikel zu entscheiden. Um aber keine Zeit für die Hauptunterhandlung zu verlieren, ersuchte er neuerdings den Ritter Azara, in seinem Nahmen nach Florenz zu gehen, und sich dort für das Beste des heiligen Stuhles zu verwenden. Azara willigte in das Gesuch, und reiste mit dem bekannten

Prälaten Galeppi nach Florenz. Miot war schon vor einiger Zeit wieder dahin gegangen.

Die Congregation der Cardinäle entscheidet unterdessen, der Papst könne seine Breven nicht widerrufen. Plötzlich kömmt Galeppi aus Florenz nach Rom zurück, und bringt die Friedensbedingungen, welche die französische Regierung vorschreibt. Der Papst versammelt eine noch zahlreichere Congregation von Cardinälen, und diese Bedingungen werden für unannehmbar gehalten. Galeppi ging zwar nochmahl nach Florenz, um neue Versuche zu einem Vergleich zu machen; in Rom aber sah man die florentinische Unterhandlung für fruchtlos an.

Die französische Regierung spielte dieß Mahl mit Rom die bekannte Fabel von der

Katze und der Maus. Sie spielte eben diese Fabel stets mit allen schwächeren Staaten; hielt zum Spott und Trug Conferenzen und Unterhandlungen, that Aussöhnungsvorschläge und machte Friedensanträge, aber immer solche, die der Schwächere nicht eingehen konnte, und schlug zuletzt ihre Räuberklauen in das zappelnde Opfer und verschlang es.

XIII.

Neue Vertheidigungsanstalten des Papstes. — Bonaparte fängt den Krieg an und rückt vor. — Friede zu Tolentino und dessen Folgen.

Die Absichten der Franzosen waren deutlich genug: also rüstete sich der römische Hof so gut als er konnte, den ihm drohenden Angriff abzutreiben. Man organisirte in der Stadt Rom eine Bürgerwache, wobey sich die Mitglieder der größten Häuser einschreiben ließen. Der Senator Rezzonico wurde Generalissimus derselben, und die

Fürsten Aldobrandini, Gabrielli und Giustiniani dienten als Obersten dabey. Man hob allenthalben Rekruten aus; alle Männer ohne bestimmte Beschäftigung mußten zur Vertheidigung des Staats die Waffen ergreifen, oder denselben verlassen. Die Landmilitz wurde allenthalben versammelt; man vertheilte auf die Gegenden wo es nöthig war, alle Arten von Waffen, Zelten, Canonen und übrige Kriegsbedürfnisse. Alle Classen von Staatsbürgern waren von einem rühmlichen patriotischen Eifer beseelt: Jedermann brachte Gold, Silber, Geschmeide, Lebensmittel, Vieh, als willige Opfer dar. Reiche Privatleute gaben Summen her, um ganze Corps auszurüsten: der Connetable Colonna stellte ein volles Infanterieregiment; der Wechsler Turlonia eine ganz ausgerüstete Compagnie Cavallerie. Pius VI machte den katholischen Höfen den Zustand

seiner Unterhandlungen mit Frankreich bekannt, und lud sie ein, sich zur Vertheidigung der Religion zu vereinigen. Seine eigenen Unterthanen forderte er durch eine Proclamation auf sich zu bewaffnen, um jeden feindlichen Angriff mit Gewalt abzuwehren.

Alle diese Anstalten, gut gemeint und ernstlich ausgeführt, konnten jedoch keineswegs hinreichen, den kleinen Kirchenstaat gegen die große französische Macht sicher zu stellen. Der Papst zählte mit einigem Grunde auf den Beystand des neapolitanischen und des kaiserlichen Hofes: Dieser letztere war schon seit dem Jahr 1792 im unaufhörlichen standhaftesten Kampfe gegen Frankreich begriffen, und der erstere hatte noch vor kurzem sich durch einen Tractat anheischig

macht, zur Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind aller monarchischen Staaten Truppen zu stellen. Plötzlich ließ der neapolitanische Hof sich bewegen, einen Frieden mit Frankreich zu schließen, und dadurch sah sich der römische Hof einer großen Stütze beraubt. Der Kaiser schickte den General Colli nach Rom, weil der Papst einen östreichischen General verlangt hatte, und that von seiner Seite was nach den damahligen Umständen zu thun möglich war.

Mit Anfang des Jahrs 1797 versammelten sich die päpstlichen Truppen; man weihte ihre Fahnen feyerlich ein, und sprach ihnen auch im Nahmen der Religion Muth zu, und schickte einen Theil davon in die Plätze, welche auf der Straße nach Bologna lie-

gen. Noch im Monath Januar kam General Colli in Rom an; er musterte die noch dort gebliebenen Truppen, fand sie weit zu schwach, um etwas von Belang damit zu unternehmen, und verlangte eine Vermehrung so wohl an Infanterie, als besonders an Cavallerie.

Der römische Hof strengte sich zwar an, diese Forderung in Erfüllung zu bringen; allein die Zeit war nicht mehr hinreichend. Schon am 1. Februar publicirte Bonaparte in seinem Hauptquartier zu Bologna eine Art von Manifest, worin er dem Papste mancherley Vorwürfe machte, wovon der wesentlichste war, daß man in Rom die Friedensvorschläge des Cacault nicht angenommen habe; erklärte dann, daß auf diese Weise der Waffenstillstand aufgehoben sey, und ließ

auch seine Truppen sogleich wieder vorrücken. Diese bemächtigten sich schnell der Städte Imola, Forli und Cesena. Die dortigen päpstlichen Truppen thaten einigen Widerstand, er war aber gegen die kriegsgewohnten Feinde zu schwach und unbedeutend: sie verloren gegen 500 Mann an Todten, gegen 1000 Gefangene, einige Kanonen 2c. In wenigen Tagen war die ganze Provinz Romagna in der Gewalt der Franzosen; eben so rasch besetzten diese das Herzogthum Urbino und die ganze Mark Ancona; und am 18. Februar hatte Bonaparte sein Hauptquartier schon in Tolentino. Auf dem Wege dahin hatten die rohen Demokraten das heilige Haus zu Loretto geplündert, aber bey weitem die reiche Ausbeute nicht gefunden, auf welche ihre alles zerstörende Raubsucht gerechnet hatte.

Dieses unaufhaltbare schnelle Andringen ungezähmter wilder feindlicher Truppen bis in die Gegenden unfern von Rom, mußte jeden Gedanken von bewaffnetem Widerstand verschwinden machen; man dachte also darauf, noch einen Versuch zu machen, durch eine Unterhandlung die übermächtigen Feinde von den Thoren Roms zu entfernen.

Es befand sich in diesem Zeitpunct daselbst der Cardinal Mattei. Dieser Mann war aus einer vornehmen römischen Familie, war Erzbischof von Ferrara und Cardinal geworden, lebte aber ungeachtet seiner hohen Würden einfach wie ein Dorfpfarrer, und übte seine Religions-Pflichten mit wahrem apostolischen Eifer. Als im verflossenen Jahre Bonaparte mit seinen Truppen gegen Ferrara anrückte, bestieg der

fromme Erzbischof die Kanzel, und ermunterte nach seiner Ueberzeugung die päpstlichen Unterthanen zum Widerstande gegen die ungläubigen Franzosen. Bonaparte bemächtigte sich jedoch der Stadt, ließ den Cardinal vor sich kommen, gab ihm einen Verweis, und schickte ihn ohne weiters ins Gefängniß. Tags darauf ließ er ihn aus demselben hohlen, hielt ihm eine derbe Predigt, und der gutmüthige Cardinal gestand ein, daß er nicht wohl gethan habe. In einem Anfall von guter Laune begnügte sich Bonaparte mit diesem offenherzigen Geständniß, und ließ Mattei in Frieden ziehn, der nach Rom ging, wo er seitdem lebte.

Dieser Cardinal schrieb jetzt dem heranrückenden, ihm persönlich bekannten feindlichen General einen eindringlichen Brief.

Bonaparte antwortete darauf ziemlich umständlich, und schloß mit folgenden Worten: „Ich will mir gefallen lassen, dem ganzen Europa noch einmahl die Mäßigung des vollziehenden Directoriums der französischen Republik zu beweisen, indem ich dem römischen Hofe fünf Tage zugestehe, um einen mit Vollmachten versehenen Negociateur zu schicken, der sich nach Foligno begeb.n soll, wo ich mich auch einfinden werde."

Von der hier angepriesenen Mäßigung des französischen Directoriums, und von den Ursachen derselben wollen wir weiter unten sprechen. Der geängsti.te Pius VI. war in diesem kritischen Augenblick mit dem Antrag des feindlichen Generals zufrieden, und schickte ihm eilig statt Eines Bevollmächtigten vier entgegen: diese waren sein Neffe, der

Herzog Braschl, der Marquis Massini, der nähmliche Cardinal Mattei, und der Prälat Galeppi. Statt den Bonaparte in Foligno zu erwarten, gingen sie bis nach Tolentino zu ihm, wo auch sogleich die Unterhandlung anfing. Die Forderungen des Generals waren noch höher gespannt als sie es beym Waffenstillstand vom vorigen Jahre gewesen. Die päpstlichen Bevollmächtigten wollten etwas davon gemildert wissen; allein Bonaparte voll ungeduldigen Uebermuthes, und nach seinen weiteren Planen strebend, sagte am 18. Februar zum Cardinal Mattei: „Wenn Sie morgen nicht in alle meine Propositionen ohne Ausnahme einwilligen, so marschiere ich übermorgen nach Rom." — Tags darauf brachte ihm der Cardinal zur Antwort: „Wir willigen in Alles." — Man setzte also die Artikel auf, und unterzeichnete sie noch am nähmlichen 19. Februar 1797.

Die Hauptpuncte waren hier wieder die nähmlichen wie zu Bologna: überdieß mußte der Papst alle seit dem Waffenstillstande neu angeworbenen Truppen abdanken; mußte nebst den Legationen von Ferrara und Bologna auch die Provinz Romagna für frey und unabhängig erklären; mußte Avignon und Venaissin auf immer, die Stadt und das Gebieth von Ancona aber bis zum Frieden auf dem festen Lande an die Franzosen abtreten; mußte der Familie des Basseville zur Entschädigung 300,000 Livres geben; und mußte endlich über die in Bologna stipulirten 21 Millionen noch 10 Millionen am baaren Gelde und Pretiosen, folglich in allem 31 Millionen bezahlen. Der gänzliche Abmarsch der Franzosen aus dem päpstlichen Gebiethe sollte erst dann erfolgen, wann diese Bedingnisse würden erfüllt seyn; darum ließ Bonaparte den General Viktor mit sei-

ner Division zurück, er selbst aber ging schon am 20. nach der Lombardie zurück.

Dieß war also die gepriesene Mäßigung des französischen Directoriums! der abgenöthigte Verlust von fünf schönen Provinzen, und die ungeheure Geldstrafe von ein und dreyßig Millionen! — das hieß zwar den Kirchenstaat nicht geradezu und förmlich vernichten, aber im Grunde war er dadurch so sehr geschwächt und entkräftet, daß es von nun an nur des kleinsten Anstoßes bedurfte, um ihn ganz umzustürzen. Daß Bonaparte diesen letzten Stoß nicht wagte, dazu hatte er gute Ursachen: seine Executions-Armee war eben nicht groß; um nach Rom zu kommen, mußte er hinter Foligno den beschwerlichen Weg über die Apenninen passiren, und gesetzt, er kam mit seinen 15000 Mann dahin,

bürgte ihm dafür, daß nicht Verzweiflung

und Anhänglichkeit an ihr Vaterland die Römer belebte, um wüthend über sein Häuflein herzufallen und es aufzureiben: das wäre für den unüberwindlichen Mann ein unaustilgbares Brandmahl gewesen. Eine große Armee erst vom Po und der Etsch herunter kommen lassen, das nahm zu viel Zeit weg: er hatte zwar wiederhohlte große Siege über die östreichischen Heere erfochten; aber wenn er sich zu lange an der Tiber beschäftigte, so konnten sich die ihm noch stets fürchterlichen Oestreicher indessen wieder sammeln und mit neuem Vortheil kämpfen. Er zeigte also die Mäßigung, den kraftlosen Papst, welcher ihm in keinem Falle entrinnen konnte, einstweilen noch politisch fortleben zu lassen, und nahm die Millionen desselben, um den Krieg weiter gegen Oestreich fort zu führen.

Pius VI. ward durch diesen neuen Friedensschluß in die traurigste Lage versetzt: verlorne Provinzen, eine leere Schatzkammer, mißvergnügte Unterthanen, waren die Folge davon; und was seinem guten Herzen noch schmerzlicher fiel, er mußte neue Opfer von diesen ohnehin schon stark belasteten Unterthanen fordern. Schon unterm 24. Februar erschien ein Edict, worin Jedermann dringend aufgefordert wurde, alles was ihm von Gold- und Silbergeräthe noch übrig war, binnen drey Tagen in den päpstlichen Schatz zu bringen. Die ganze Secular- und Regular Geistlichkeit mußte ein genaues Verzeichniß aller ihrer Güter einreichen, und den sechsten Theil davon als Anleihe dargeben, welches neue Unzufriedenheit bey derselben erregte.

Alle diese Calamitäten häuften sich auf den gebeugten Papst, und untergruben end-

lich auch seine körperliche Gesundheit; er wurde im Monath May so krank, daß man ihn beynahe schon für verloren gab. Er erhohlte sich zwar, aber die Widerwärtigkeiten drangen sogleich wieder auf ihn ein. Der allgemeine Geldmangel und die daraus entstehende Theuerung stürzten einen großen Theil des Volks in einen düstern Mißmuth und eine Art von Erbitterung, dieses benützten die heimlichen Anhänger der französischen Revolution; es erschienen Schmähschriften; einige Cardinäle wurden auf den Straßen beschimpft; es entstanden hier und da unruhige Bewegungen. Alle diese Umstände von schlimmer Vorbedeutung mußten den Papst bewegen, neue Vorsichtsregeln zu treffen. Er ließ die Engelsburg mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehen; er ließ die Garnison von Rom verändern und vermehren und in die verschiedenen Quartiere

der Stadt Truppen vertheilen. Ungeachtet dieser Vorkehrungen machten einige unruhige Köpfe und Parteygänger der Demokratie so kühne Schritte, daß man sich ihrer Person versichern und sie verhaften mußte, und darüber erhoben ihre Bekannte, Verwandte, oder heimliche Mitschuldige ein Geschrey und Wehklagen, welches den wohlwollenden Pius in neue Verlegenheiten setzte.

XIV.

Krieg mit den Cisalpinern. — Aufstand in Rom und Tod des Genera Dúphot. — Einmarsch der Franzosen in Rom.

Nach dem tolentinischen Frieden schickte Pius VI. dem Marchese Massimi als seinen bevollmächtigten Minister nach Paris, und das französische Directorium sandte ihm dagegen in eben dieser Eigenschaft den Bürger Joseph Bonaparte, Bruder des Generals.

Dieser General hatte schon vor einiger Zeit eine so genannte cispadanische Republik erschaffen, aus dieser hatte er ganz neuerlich die cisalpinische Republik gemacht, und sie aus den abgerissenen Trümmern verschiedener Staaten zusammen geknetet. Sie bestand nach ihrer Vollendung aus der östreichischen Lombardie; aus dem veltliner Lande, einem Stück von Graubündten; aus dem bergamascischen und brescianischen Gebieth, weiland zur Republik Venedig gehörig; aus dem Herzogthum Modena und Reggio, endlich aus den drey dem Papste entrissenen Legationen Ferrara, Bologna und Ravena. Uebrigens war sie die unterthänigste Tochter und Sclavinn der französischen Mutter-Republik, äffte dieselbe in allen Dingen nach, und stand ihr in allem zu Geboth.

Da das französische Directorium nur eben den Frieden zu Tolentino geschlossen hatte, so wollte es doch der übrigen Welt den Beweis einer solchen Schamlosigkeit nicht geben, den Papst nach wenigen Monathen abermahls zu bekriegen; darum gab es diesen Auftrag ihrer Tochter der cisalpinischen Republik, und diese gehorchte ohne Anstand. Der Vorwand dazu war, daß der Papst diese neue Republik noch nicht anerkannt habe, und daß ihr ein Stück vom Herzogthum Urbino gehöre, indem der Frankenkönig Pipin dasselbe vor tausend Jahren vom Exarchat von Ravenna weggenommen und dem Papst Stephan III. geschenkt habe.

Wer erstaunt nicht über diese seichten und von tausend Jahren hergehohlten Grün-

de, um einen neuen Krieg mit dem Papst anzufangen? allein der Kirchenstaat sollte nun einmahl umgestürzt werden, auf was immer für Art es wäre.

Der Pohle Dombrowsky, welcher unter Kosciusko gedient hatte, war nachher zur französischen Armee in Italien gegangen, und jetzt in die Dienste der cisalpinischen Republik getreten; diesen schickte sie aus, um an dem Papst zum Ritter zu werden. Er sollte das Fort St. Leon an der urbinischen Grenze wegnehmen; allein zwischen den Cisalpinern und Römern war der Streit gleicher: der Commendant von St. Leon that einen tapferen Widerstand. Die Bauern aus der Nachbarschaft sammelten sich, griffen die cisalpinischen Truppen an, das Treffen ward blutig, und mit ge-

nauer Noth behielt Dombrowsky seine Stellung. Er bekam zwar das Fort St. Leon, mußte aber die Garnison mit allen militärischen Ehrenzeichen ausziehen lassen. Dieser Versuch benahm den Cisalpinern einiger Maßen die Lust, den Krieg weiter fortzusetzen. Der französische Minister in Rom mußte sich ins Mittel schlagen; der Papst erkannte die Republik als solche, und schickte einen Minister nach Mayland. Während daß dieser mit dem dortigen Directorium verhandelte, besetzten die Cisalpiner, mit Hülfe innerlicher Revolutions-Freunde noch einige päpstliche Plätze am adriatischen Meere.

In der Stadt Rom selbst wuchs, durch mancherley Mittel unterstützt, die Zahl der französischen Anhänger merklich, und die

meisten davon waren, hier so wie überall, liederliches Gesindel, Tagediebe, die unter dem Mantel von Gleichheit nach Plünderung der wohlhabenden Mitbürger schmachteten. Ihre Kühnheit stieg endlich so hoch, daß sie sich ohne weiters entschlossen, einen förmlichen Aufstand zu wagen, um Rom zu revolutioniren.

Diese Lasterscene wurde auf folgende Art vorbereitet.

Am 26. Decemb. 1797 kamen drey unbedeutende Menschen zu Joseph Bonaparte, und sagten ihm, daß in der künftigen Nacht eine Revolution ausbrechen werde, denn die Geduld des Volks sey endlich erschöpft, sie wollten ihm also die Sache melden, damit er dadurch nicht überrascht werde. Bonaparte ant-

wortete ihnen: „Er würde als unparteyischer Zuschauer seiner Regierung von allem Nachricht geben, was vorgehe; es scheine ihm nicht, daß sie in sich selbst hinlängliche Mittel zu einer solchen Unternehmung haben, und die französische Regierung werde ihnen keinen Beystand leisten; übrigens sey das Schicksal der Staaten im Schooß der Zukunft verborgen, und er könne nicht in diese Zukunft sehen.“ Dieses berichtete Bonaparte selbst unterm 31. Decemb. aus Florenz an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Die drey Aufwiegler verließen hierauf den Bonaparte, und versicherten ihn, die Sache würde für diesen Augenblick unterbleiben; auch war die kommende Nacht ruhig. Aber am 27. mit einbrechender Nacht

geschah eine revolutionäre Zusammenrottirung bey der Villa Medicis: es waren 80 bis 100 Rebellen, die meisten hatten die französische National-Cocarde aufgesteckt, und ein ganzer Sack voll solcher Cocarden war noch rings herum auf der Erde verstreut worden. Die Regierung hatte indessen von dieser Rottirung schon Nachricht, sie schickte ein Detaschement Truppen zu Fuß und zu Pferde nach dem Sammelplatz der Empörer; diese thaten Widerstand, es gab von beyden Seiten verwundete und Todte; doch wurden die Bösewichter aus einander gejagt und einige davon verhaftet, und am darauf folgenden Tage genoß Rom einer vollkommenen Ruhe.

Diese war aber von keiner Dauer. Am 28. Abends gegen vier Uhr sammelte sich

ein Haufe von Revolutionisten vor dem Pallaste Corsini, worin der Minister Bonaparte wohnte; sie waren mit Stiletten, Säbeln und Pistolen bewaffnet, und hatten alle französische Cocarden aufgesteckt, trugen auch deren ganze Hände voll mit sich, theilten sie den Vorübergehenden aus, schrien laut: Es lebe die Republik! Es lebe das römische Volk! und nöthigten die Vorbeygehenden, eben dieses zu rufen. Es wurde Geld unter den Haufen ausgetheilt, und man wußte nicht, woher dieses Geld eigentlich komme. Einer der Rädelsführer ging in den Pallast zu Bonaparte hinauf, und sagte ihm: „Wir sind frey, wir verlangen die Unterstützung Frankreichs." Bonaparte (so behauptet er in seinem Berichte) und seine Officiers stellten ihm seine Kühnheit vor, und befahlen ihm, sich von dem Pallaste zu entfernen. Statt daß die-

ses geschah, wurde die Zahl der Revolutionisten immer größer. Bonaparte fand endlich für gut, selbst hinunter zu gehen, und mit ihnen zu reden; ehe er noch über die Treppe kam, hörte er schon schießen: es war ein Cavallerie-Picket angeritten gekommen, und suchte die Ruhestörer von dem Pallaste wegzujagen; diese aber flüchteten sich in den Hof und auf die Treppen des Gebäudes. Indessen kam auch ein Detaschement Infanterie in der nähmlichen Absicht; beyde Parteyen feuerten auf einander, die Insurgenten mit ihren Pistolen, die päpstlichen Soldaten mit ihren Gewehren: es war ein ordentlicher Scharmützel.

Während diesem kam Bonaparte mit seinen Begleitern die Treppe herunter; sie zogen ihre Säbel, und machten Miene, die Strei=

tenden aus einander zu bringen; es achtete aber Niemand auf sie, weder die Insurgenten noch die Soldaten; der Tumult wurde noch größer, und in diesem Tumult empfing der General Dúphot, welcher sich von Bonaparte etwas entfernt, und mitten unter die Fechtenden vorgedrängt hatte, zwey Flintenschüsse, welche ihn todt zu Boden streckten.

Ob dieses mit oder ohne seine Schuld geschah, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Einige Berichte aus Rom behaupteten sogar, er hätte die Insurgenten gegen das Militär angeführt. So viel gesteht Bonaparte selbst, daß Dúphot stets fechtend bis zum septimianischen Thore kam, weit außer der Straße des corsinischen Pallastes, selbst Bonaparte und seine übrigen Officiere kamen im Tumult

des Gefechtes so weit von ihrem Hause weg, daß sie rückwärts durch den Garten in dasselbe zurück kehrten.

Dieser Auftritt hatte ungefähr zwey Stunden gedauert; es waren gegen funfzig Menschen verwundet und getödtet worden, und die Empörer endlich aus einander gestoben. Joseph Bonaparte schrieb an den damahligen Staats-Secretär Cardinal Doria, der sich im Vatican befand, und meldete ihm den Vorfall nach seiner Art. Einige Stunden später schrieb er abermahl an diesen Cardinal und verlangte einen Reisepaß. Der Cardinal bezeugte ihm in einem Antwortschreiben seinen innigsten Schmerz über den unglücklichen Vorfall; meldete ihm, daß sich der achtzigjährige Pius VI. in so schwächlichen Gesundheitsumständen befinde, daß man ihm aus

kluger Schonung von dieser leidigen Geschichte bisher noch gar nichts habe vortragen können; und schickte dem Minister den verlangten Reisepaß, wie auch ein Schreiben an den päpstlichen Minister Massimi in Paris.

Am folgenden Morgen ging Bonaparte aus Rom nach Florenz, und dann weiter nach Frankreich ab.

Jedermann wird wohl der Umstand auffallen, daß sich die Revolutionisten gerade vor dem Pallaste des französischen Ministers versammelten, daß sie die französische Cocarde aufsteckten, und gerade dort das Revolutions-Geschrey erhoben. Dieses konnte nur aus zweyerley Gründen geschehen: entweder weil die französischen Demokraten gleich zu

Anfang ihres Unwesens von Paris aus allen Völkern feyerlich Schutz und Unterstützung versprochen hatten, welche gegen ihre Souveräns aufstehen und sich demokratisiren würden; oder der römische Pöbel mußte noch nähere und bestimmtere Aufforderungen zu einem solchen Schritt erhalten haben, so sehr auch Joseph Bonaparte nach geschehener Sache öffentlich den Unwissenden und Unschuldigen spielte. Seine von ihm selbst officiell eingestandene Aeußerung gegen die Aufwiegler: „das Schicksal der Staaten liege im Schooße der Zukunft, welche er nicht durchschauen könne" war schon keinesweges geeignet, sie von ihrem schwarzen Vorhaben abzuschrecken.

In dem Schreiben des Cardinal Staats-Secretärs an den Marchese Massimi war ein

umständlicher Bericht über den Vorfall mit Düphot. Zum Schluß sagte der Cardinal: „Die Hauptabsicht dieses Schreibens ist, Ihnen den Auftrag zu geben, daß Sie sich bey dem Directorio stellen, und demselben bezeugen, daß der heilige Vater den innigsten Schmerz über diesen Vorfall fühlt, den er unmöglich weder vorher sehen, noch verhindern konnte. Sie dürfen keine Genugthuung für diesen Vorfall anbiethen, über welchen der heilige Vater und wir alle untröstlich sind; sondern Sie müssen das Directorium bitten, diejenige Genugthuung zu fordern, welche ihm beliebt: sie fordern und erhalten wird Eins seyn; denn weder der heilige Vater, weder ich, noch der römische Hof werden nicht eher zufrieden seyn, als bis wir sicher sind, daß dem Directorium Genüge geleistet ist."

Nach dem Vorfall mit Düphot was konnte der römische Hof menschlicher Weise mehr thun, um seine Unschuld dabey zu beweisen, als dem französischen Directorium jede selbstbeliebige unbedingte Genugthuung anbiethen? Das wäre ein sonderbarer feiner politischer Streich gewesen, vor dem Hause des Bonaparte einen Tumult zu erregen, der durch den Tod des Düphot bedeutend wurde, um sich dann an Händen und Füßen gebunden auf Gnade und Ungnade dem Directorium ergeben zu müssen!

Dieses Directorium sprach aber nichts von Genugthuung: es zog jetzt die Larve ganz ab, und ergriff den Anlaß mit Freuden, um seine lang gewünschte Absicht auszuführen, und Rom samt dem noch dazu gehörigen Gebiethe zu revolutioniren.

Der General Berthier, welcher sich um diese Zeit in Mayland befand, erhielt den Auftrag, unverzüglich mit einer ansehnlichen Executions=Armee von Truppen zu Fuß und zu Pferde nach Rom zu marschieren; man nahm dazu die französischen Truppen, welche sich noch in mehrern Gegenden von Oberitalien befanden. Die Cisalpiner, welche sich bey der Mutter=Republik verdient machen wollten, gaben auch ihr Contingent dazu, und alles setzte sich in Marsch gegen Rom. Berthier ging von Mayland nach Ancona, und publicirte von seinem Hauptquartier aus folgende Proclamation: „Eine französische Armee zieht jetzt gegen Rom. Ich erkläre, daß ihr einziger Zweck ist, die Mörder des wackeren Düphot zu bestrafen, die nähmlichen, welche ehedem ihre Hände schon in das Blut des unglücklichen Bassoville getaucht haben,

und welche die Achtung vergessen haben, die sie dem Bothschafter der französischen Republik schuldig waren. Das römische Volk, welches keinen Theil an diesen Gräuelthaten hat, wird in der französischen Armee Schützer und Freunde finden."

Der römische Hof erwartete in ruhiger Ergebenheit sein weiteres Schicksal; er machte jetzt ganz und gar keine Vertheidigungsanstalten; darum marschierte die französische Armee ganz ungestört gegen Rom; nur eine große Menge Schnees, der so eben gefallen war, hielt sie beym Uebergang über die Apenninen ein paar Tage auf.

Am 10. Febr. 1798 kamen die Franzosen vor Rom an, und bezogen ein Lager vor den Thoren dieser Stadt. Schon vor ihrer An-

kunst hatten sich die Revolutionisten auf dem Campo Vaccino versammelt, und das Schicksal des Staats entschieden; ihr Hauptanführer war ein Advocat, Nahmens Riganti, ein heftiger leidenschaftlicher Mensch der einen vieljährigen bekannten persönlichen Groll gegen Pius VI. hägte. Diese Hand voll Abenteurer nannte sich das römische Volk, sandte sogleich eine Deputation an den General Berthier, und lud ihn ein, in die Stadt zu kommen.

Dieß hätte Berthier ohnehin gethan. Er nahm alle Grenadiers von seiner Armee, seinen ganzen Generalstab, und von jedem Cavallerie-Regiment 100 Mann, und marschierte damit durch die Stadt nach dem Capitol. Die Straßen waren mit einer ungeheuern Menge Menschen angefüllt, worunter aber,

nach dem Geständniß glaubwürdiger Augenzeugen, mehr Neugierige als Liebhaber der Freyheit waren.

Auf dem Capitol hielt Berthier folgende Rede, welche in mancherley Rücksicht hier eine Stelle verdient:

„Geist der Catone, der Pompejus, der Brutus, der Cicerone, der Hortensius, empfange die Huldigung der freyen Franzosen auf dem Capitol, wo du so oft die Rechte des Volks vertheidiget und die römische Republik verherrlichet hast."

„Diese Kinder der alten Gallier kommen, mit dem Oehlzweig des Friedens in der Hand, an diesen erhabenen Ort, um die von den ersten Brutus errichteten Altäre der Freyheit wieder herzustellen.

„Und ihr, römisches Volk! die ihr eure eigenthümlichen Rechte wieder ergriffen habt, erinnert euch an jenes Blut, welches in euern Adern fließt, werft eure Augen auf die Denkmahle der Ehre, die euch umgeben; nehmt eure ehemahlige Größe und Tugenden eurer Väter wieder an."

Hierauf folgte, wie natürlich, ein großes Geschrey von: Es lebe die Freyheit! Es lebe die französische Republik! Es lebe die römische Republik! . . . . und die Kinder der Gallier schritten nach dem Tact des Grenadier-Marsches wieder nach ihrem Lager zurück.

Bald aber verlegte Berthier sein Hauptquartier auf das Capitol. Von dort aus machte er am 15. Februar folgenden lakonischen Bericht an das Directorium in Paris:

„Bürger Directoren! die französische Armee war auf dem Capitol, um den großen Männern aus den schönen Zeiten Roms zu huldigen; da erklärte das römische Volk, daß es wieder in seine usurpirten Rechte eintrete; es verlangte von mir den Schutz der französischen Republik! und Rom ist frey."

Das Directorium kündigte diese Begebenheit durch eine eigene Bothschaft dem gesetzgebenden Körper an. Diese Bothschaft ist so grotesk-komisch, daß sie aufbewahrt zu werden verdient; der darin herrschende, ernsthaft seyn sollende Stelzenton der damahligen französischen Machthaber wird die Nachwelt noch belustigen. Sie lautete:

„Die theokratische Regierung von Rom, undankbar gegen die französische Republik, die ihr den Meuchelmord des Basseville und

alle ihre Meineidigkeiten verziehen, und ihre Existenz gelassen hatte, hat den mit ihr geschlossenen Tractaten ungetreu, am 8ten Schneemond die Majestät der großen Nation in der Person ihres Bothschafters Ludwig Joseph Bonaparte beleidiget, indem sie den Vorhof seines Pallastes entheiligtè, und den tapfern General Dùphot ermordete. Schon seit einiger Zeit fing die päpstliche Regierung im Trüben ihre Feindseligkeiten gegen die Republik wieder an, machte heimlich Kriegsrüstungen, und rief fremde Generale zu sich. Sie correspondirte mit den Verschwornen, welche ihr am 18. Fruchtmonath zu Boden geschlagen habt, und unsern Gesetzen stellte sie die Subtilitäten ihrer thörichtrn Theologie entgegen. Sie hat eine scheinbare Empörung veranstaltet, um einen Vorwand zu haben, Frankreich zu verleumden, und seitdem hat sie ihre schelmischen Ränke stets fortgesetzt. Das Directori-

um mußte zur Vertheidigung der Republik alle Mittel anwenden, welche ihm die Constitution in seine Gewalt gegeben hat; es hat dem Ober-General der italiänischen Armee befohlen, gegen Rom zu marschieren, und ein eben angekommener Courier kündigt ihm an, daß am 22. Regenmonath die Truppen der französischen Republik die Engelsburg und das Capitol besetzt haben. Das vollziehende Directorium eilet, der Constitution gemäß, dem gesetzgebenden Körper die Maßregeln anzuzeigen, welche es gegen eine Regierung ergriffen hat, die in ihrer Verdorbenheit und in ihrem Haß gegen die französische Republik verstockt ist."

XV.

Revolution von Rom.

Papst Pius VI. schickte eine Deputation von einigen angesehenen geistlichen und weltlichen Herren an den feindlichen General, um mit ihm in Unterhandlung zu treten, oder wenigstens zu vernehmen, was derselbe vorschreiben würde. Berthier ließ diese Deputation gar nicht vor sich, sondern sagte, er nehme keine Deputation an, außer vom römischen Volk.

Somit hatte er das Volk schon als souverän anerkannt. Dieses erschuf unter der An-

führung des Riganti sogleich eine provisorische Regierung. Es war eben den 15. Februar, der Jahrstag von der Erwählung des Papstes und dem alten Herkommen gemäß, wurde an diesem Tage immer ein feyerliches Hochamt im Vatican gehalten. Während diesem Gottesdienst versammelten sich die Demokraten, und setzten zuerst auf dem Capitol, und dann auf den übrigen vornehmsten Plätzen von Rom den so genannten Freyheitsbaum. Es wurde eine Akte abgefaßt und proclamirt, worin sich das Volk selbst als freyen und unabhängigen Souverän constituirte; alle bisher im Nahmen des Papstes ausgeübte gesetzgebende und vollziehende Gewalt abschaffte, und auf sich übertrug. Es schuf sich im ersten Freyheitstaumel wieder in alte Römer um, ernannte Consule, Quästoren, Aedilen und dergleichen antike Beamte. Diese anmaßlichen Souveränitätsakte war vom 15. Februar 1798, im ersten Jahre der auf dem Capitolsplatz procla-

mirten Freyheit datirt, und von allen römischen Bürgern, welche lesen und schreiben konnten, unterzeichnet.

Die bisherige Bürgerwache wurde entlassen, und alle regulirten Truppen entwaffnet; auch wurden alle, den neuen Machthabern verdächtige Menschen von einiger Bedeutung in das Gefängniß gesetzt.

Für die Stadt Rom wurde besonders eine Municipalität organisirt, und diese Organisirung von Municipalitäten ging dann weiter durch den ganzen Kirchenstaat. Auch wurden an allen größern Orten Freyheitsbäume aufgerichtet. General Berthier, welcher mit seiner Armee der eigentliche Herr von Rom war, entschied, daß die neue römische Republik das nähmliche Gebieth in sich begreifen sollte, was dem Papste nach dem

tolentinischen Frieden noch übrig geblieben war.

Nach der Erschaffung der Municipalität von Rom wurde auch eine neue Bürgerwache hergestellt, welche der römischen Republik den Eid der Treue leistete; und am 18ten Februar wurde in der St. Peterskirche sogar ein feyerliches Te Deum über diese ganze neue Schöpfung gehalten. Manche ansehnliche Männer nahmen an diesem Unwesen Antheil, deren Nahmen wir verschweigen wollen, weil zur Stunde dieses ganze gebrechliche republikanische Gebäude schon wieder zerfällt.

Die Franzosen waren nirgends gewohnt, den Völkern die Freyheit gratis zu verschaffen, und eben so wenig den Römern. Es wurde also der Stadt eine Contribution

von vier Millionen an baarem Gelde abgefordert, ferner zwey Millionen an Lebensmitteln; auch wurden alle Pferde und Maulesel in Requisition gesetzt. Alle Einwohner, welche nicht bey der Bürgerwache eingeschrieben waren, mußten alle Arten von Waffen, Schießgewehr, Säbel, Stilette, ja sogar die langen Messer abliefern. Dafür versprach Berthier die Ausübung der katholischen Religion ungestört zu lassen, ja sogar zu schützen.

Die neuen Vertreter der Volks-Souveränität, an deren Spitze der Advocat Rigauti stand, benahmen sich bey dem ihnen ungewohnten Staats-Regierungsgeschäft so linkisch und ungeschickt, daß man in den ersten vierzehn Tagen die noch immer provisorische Regierung schon drey Mahl verändern mußte. Auch das half noch nicht:

die neu erstandenen Catone und Scipione begriffen die Souveränitäts-Verwaltung so wenig, daß Berthier eigens drey Commissärs aus Paris verschreiben mußte, um die Römer in der Regierungskunst einzuweihen.

Eine der ersten Operationen der neuen Machthaber war hier, wie überall, wo die französische Revolution hinreichte, eine fiscalische. Man zog alle Güter der apostolischen Kammer ein, und erklärte sie für National-Güter; ein großer Theil von Gütern der Geistlichkeit, der Kirchen und Klöster kam unter eben diese Rubrik, und wurde so bald als möglich verkauft. Weil es aber dessen ungeachtet sogleich am Gelde fehlte, so wurde eine Auflage auf alle Capitalien gemacht; und da der Ertrag derselben viel zu langsam einging, so taxirte man die

reichsten Familien von Rom, unter dem Titel von schnellen unausweichlichen Staatsbedürfnissen, auf einen baaren ungesäumten Erlag von 200000 Scudi.

Einige Cardinäle und Prälaten waren schon bey Annäherung der französischen Armee oder sogleich nach ihrer Ankunft aus Rom und aus dem Kirchenstaat abgegangen, theils nach Florenz theils nach Neapel; dieser ihre Güter wurden größten Theils eingezogen. Die in Rom zurück gebliebenen Cardinäle ließ man Anfangs ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum ganz ruhig verkaufen; bald aber wurden die meisten derselben unter irgend einem Vorwande in Verhaft genommen, in ein Kloster zusammen gesperrt, und bedroht, daß man sie nach Civita Vecchia bringen, und von dort weiter nach einer wüsten Insel depor-

tiren würde. Sie mußten mit schwerem Gelde ihre Freyheit erkaufen, und konnten dann gehen, wohin sie wollten.

Die beyden Neffen des Papstes, der Cardinal Braschi und der Herzog Braschi wurden mit großer Erbitterung behandelt: man nahm ihnen alles rein weg, und beyde stürzten plötzlich von einem hohen Wohlstand zu einer gänzlichen Armuth herunter. Der Herzog Braschi war glücklicher Weise für seine Person schon vor Ankunft der Franzosen in Geschäftrn nach Neapel verreiset.

Schon am 25ten Februar brach in Rom selbst und in einigen benachbarten Orten eine ernsthafte Insurrection gegen die neue Ordnung der Dinge aus; die Uebermacht der französischen Truppen dämpfte dieselbe mit Strenge.

Statt Berthier kam bald Massena nach Rom. Dieser ließ es sich sehr angelegen seyn, mit Beyhülfe der drey zur Einrichtung der Landesregierung verschriebenen Commissärs, das neue Rom vollends nach französischem Muster in eine Demokratie umzustalten.

XVI.

Schicksal Pius VI. — Sein Aufenthalt in Toscana. — Seine gewaltsame Abführung nach Frankreich. — Sein Tod.

Mit einer ernsten, jedoch nicht niedergeschlagenen Miene vernahm der Papst den Anmarsch der französischen Armee vor die Thore von Rom. Sich bewußt, daß er an dem Tode des Düphot auf keine Weise schuldig sey, welcher der Vorwand dieses feindlichen Einfalls war; auch vollkommen bereitwillig, jede Genugthuung zu geben, welche in

seiner Macht stünde, verließ er sich noch auf seine gute Sache.

Als General Berthier seine Deputation nicht mehr annahm, sah er die Absicht der Franzosen deutlich genug ein; und die sogleich darauf erfolgte Aufrichtung des Freyheitsbaums bestättigte dieselbe auf eine entscheidende Art.

Pius VI. war jetzt im ein und achtzigsten Jahre seines Alters. Er sah dem Gang der Dinge mit einer Heiterkeit des Gemüthes zu, welche alle, die um seine Person waren, in Erstaunung setzte. Seine Leibwache und Schweizergarde wurde von den Franzosen sogleich abgelöst und entlassen; dafür wurde der Vatican von 500 Franzosen besetzt, angeblich als eine Ehrenwache, eigentlich aber schon, um den Papst als ei-

nen Gefangenen nicht mehr aus den Augen zu lassen. Auch wurden alle Zimmer im Vatican versiegelt, und ihm nur noch drey zu seiner Wohnung offen gelassen.

Berthier hatte den General Cervoni zum Stadt-Commendanten von Rom ernannt; dieser tratt am 15. Februar zu dem heiligen Vater in das Zimmer, und hielt ihm die grausame Anrede:

„Oberpriester! Heute sind es gerade drey und zwanzig Jahre, daß Sie die Regierung dieser Stadt und dieses Landes angetreten haben; heute hat sie auch ihr Ende, denn das Volk hat für nöthig befunden, seine Souveränität selbst wieder zu übernehmen.“

Was soll aus meiner Würde werden? — fragte Pius in einem etwas schmerzlichen To-

ne. — Sie ist auf das innigste mit der Religion verbunden, welche das Volk beybehalten will, wie es noch heute öffentlich angelobt hat, antwortete Cervoni; eben dieses Volk verspricht Ihnen eine Ihrem Range angemessene Versorgung.

Und was wird mit meiner Person geschehen? — fuhr Pius fort. — Ihre Person ist vollkommen in Sicherheit, versetzte Cervoni: man hat eine Wache von 120 Mann für Sie bestimmt.

Der heilige Vater schwieg, und ergab sich vollkommen in die Rathschlüsse der Vorsehung.

Nachdem Cervoni den Papst verlassen hatte, kam einer von den französischen Plünderungs-Commissärs zu Pius, und forderte von ihm alle seine Edelgesteine, und

was er etwa sonst noch an Kostbarkeiten bey sich haben möchte. Der Papst sagte ihm, all sein Schmuck sey schon in Frankreich, wohin er unter den Kostbarkeiten zur Abführung der in Bologna und Tolentino stipulirten Contribution wandern mußte; ihm sey nichts übrig als der Diamantring, welcher von einem Papste auf den anderen vererbt und als ein Zeichen seiner Würde getragen werde.

Auch diesen Ring mußte er abgeben.

Nicht damit zufrieden, befahl der Commissär dem heiligen Vater, alle seine Schränke zu öffnen, und nahm die in einem derselben befindliche Schatuille gierig in Beschlag. In den Schränken befand sich wohl hier und da etwas von Hausgeräthe, aber nichts von einigem Werthe, und in der er-

haschten Schatuille fand der goldsüchtige Commissär nichts anders als einige Täfelchen Chocolade.

Papst Pius wäre nicht ungern in Rom geblieben; auch schienen die neuen Machthaber der Stadt nicht dagegen; aber bald änderten sie hierüber ihre Gesinnung. Man fing an, die Gegenwart des Papstes zu fürchten: troz dem Haß, troz den Verleumdungen und Aufhetzungen der Revolutionisten, war der Papst bey dem viel größeren Theil des römischen Publicums beliebt; und jezt, verhöhnt, herunter gestürzt von dem angesehensten Throne der christlichen Welt, war er vollends zum Gegenstand eines großmüthigen Mitleides bey allen guten Seelen seiner ehemahligen Hauptstadt geworden. Die wahrscheinlichen Folgen dieser Gefühle jagten die feigen Usurpatoren in Schrecken;

selbst die hochmüthigen französischen Commissärs schwebten deßwegen in Aengsten. Plötzlich ließ General Berthier dem Papste sagen, sich bereit zu halten, denn er müsse von Rom abreisen, und müsse nach Toscana reisen.

Alle Widersetzlichkeit gegen einen so peremtorischen Befehl des herrschenden Generals wäre ganz zwecklos gewesen. Der alte, schwächliche Pius mußte die Reise antreten und ging schon am 20. Februar, unter einer militärischen Bedeckung, von einigen wenigen Geistlichen und Hausgenossen begleitet aus Rom ab. Man führte ihn nach Sienna, und wies ihm das Kloster St. Barbara zu seiner Wohnung an.

Hier lebte er einige Zeit in stiller Ruhe, nur von einigen frommen Seelen, oder auch von Neugierigen gesehen, und bedauert. Un-

terdessen fand sich ein großer Theil der Bewohner des ehemahligen Kirchenstaats durch die neuen republikanischen Einrichtungen so sehr gedrückt und aufgebracht, daß abermahls an mehrern Orten ernstliche Unruhen ausbrachen. Eine solche heftige Insurrection entstand auch in Perugia und der benachbarten Gegend. Sie wurde zwar durch scharfe Zwangsmittel wieder gedämpft, aber die Volksunterdrücker wollten das Gehässige davon gerne von sich abwälzen und jemand andern aufbürden; es wurde also ausgesprengt, der Papst habe die nahe Nachbarschaft von Sienna mit Perugia benützt, und durch ausgeschickte fanatische Priester und Mönche jene Insurrection angestiftet: sein Aufenthalt so nahe an der Grenze der römischen Republik sey für die Ruhe derselben gefährlich.

Wirklich mußte der abgelebte Pius VI. seinen Wanderstab weiter setzen. Man nöthigte ihn von Sienna weg nach Florenz zu reisen. Der Großherzog empfing ihn mit den Aeußerungen der wärmsten Freundschaft und Achtung; indessen war es aus mancherley sehr triftigen Gründen einleuchtend, daß man seinen Aufenthalt in der Stadt Florenz nicht festsetzen könne; man bereitete in der unweit davon entlegenen Carthause eine anständige Wohnung, welche er nach einigen Tagen bezog.

So sehr man hätte fürchten sollen, daß Pius über seine neue Lage sollte betroffen oder niedergeschlagen seyn, so wenig war er es doch; seine Gesundheit, weit entfernt, durch einen Unglücksstreich zu leiden, der manchem andern gewiß das Leben würde gekostet haben, blieb noch immer in ei-

nem weit über alle Erwartung guten Zustand. Statt sich über den Verlust der Herrlichkeiten dieser Welt zu grämen, äußerte er öfters, daß er alle Hoffnung aufgebe, Rom jemahls wieder zu sehen, und daß seine Wünsche bloß dahin zielten, seine Tage auf dieser Carthause in Frieden zu beschließen.

Indessen lebte er daselbst nicht ganz in einer abgeschiedenen Vergessenheit; er erhielt von Zeit zu Zeit Besuche von ansehnlichen Leuten; auch fanden sich noch wohldenkende Menschen, die ihm sein Schicksal zu erleichtern suchten: ein unbekannt seyn wollender Florentiner schickte ihm eines Tags zehn Beutel, jeden mit fünf hundert Thalern angefüllt, und dabey einen Zettel mit folgenden Worten: „Um für seine Heiligkeit zehn Hemden zu machen.“ Ein anderer

Florentiner ließ ihm eine bequeme Senfte machen, mit allen Zeichen seiner geistlichen Würde verziert. Viele Bischöfe und Prälaten, auch einige Fürsten aus katholischen Ländern haben ihm Beyträge an baarem Gelde übermacht, wovon er einige angenommen, andere aber ausgeschlagen hat. Der König von Spanien schickte ihm, wie ehedem nach Rom, so jetzt nach der Carthause das gewöhnliche Geschenk von spanischem Wein und Tabak; auch hatte er ihn versichern lassen, daß er ihn stets als das Oberhaupt der katholischen Kirche ansehen werde.

Es scheint, daß die Boßheit der Revolutionsmänner den gebeugten Pius sogar um seine stille Behaglichkeit in der florentinischen Carthause beneidete. Nach einigen Monathen geberdete sich das pariser Di-

rectorium, als ob der Aufenthalt des Papstes auch dort gefährlich zu werden anfinge. Es wurden neue Projecte gemacht, den ehrwürdigen Exulanten neuerdings aus seiner Ruhestätte zu vertreiben: man wollte ihn bald nach Spanien, bald nach der Insel Majorca, bald nach Cagliari in Sardinien bringen; es wurde deßwegen mit dem spanischen und sardinischen Hofe unterhandelt.

Unterdessen litt die Gesundheit des nun zwey und achtzig Jahre alt gewordenen Pius: seine Füße schwollen, und sein ganzer Körper fühlte Schmerzen. Es wurde ihm gleich unmöglich, eine lange Reise zu Wasser oder zu Lande zu macheu; also bestand das Directorium darauf, er sollte nach Cagliari kommen. Die Aerzte von Florenz stellten Zeugnisse aus, daß man ihn ohne Lebensgefahr nicht die mindeste,

viel weniger eine weite Reise könne machen lassen. Das Directorium war so ungerecht, den Zeugnissen jener Aerzte nicht einmahl zu glauben; der französische Minister in Florenz mußte in Begleitung von französischen Aerzten und Wundärzten nach der Carthause gehen, um den Zustand des Kranken zu untersuchen; auch diese fanden ihn außer Stand, transportirt zu werden, und der Minister schrieb dieses selbst an das Directorium. Endlich ließ man ihn einsweilen ruhig.

Es ist noch in Jedermanns frischem Angedenken, wie trotz des im Jahr 1797 zu Campo Formio mit Oestreich geschlossenen Friedens die französische Republik für gut fand, in den ersten Tagen des Monath März des gegenwärtigen Jahrs plötzlich, ohne Anlaß und ohne Kriegserklärung, in

Graubündten, in Schwaben, und gleich darauf auch in Italien die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Dieß Mahl fanden sich aber die Demokraten in ihren stolzen Erwartungen gewaltig betrogen: sie wurden von den kaiserlichen Truppen allenthalben derb geschlagen und zurück gejagt.

Diese Wendung der Kriegsangelegenheiten entschied das Schicksal des Papst Pius. So wie die Oestreicher von der Etsch gegen Mantua und gegen den obern Po vordrangen, bestand das pariser Directorium, ohne daß man eigentlich weiß aus welchen Gründen, unwiderruflich darauf, Pius VI. müsse eilends nach Frankreich gebracht werden, um ja nicht etwa den Kaiserlichen in die Hände zu gerathen. Seine Gesundheitsumstände hatten sich seit einiger Zeit nur um etwas weniges gebessert. Eine neue medici-

nische Commission wurde nach der Carthause abgeschickt, um den Zustand des Kranken zu untersuchen. Mit vieler Mühe wurde er im Bette aufgerichtet; in dieser unbehülflichen Stellung hob er die Augen gen Himmel, und sagte zu den ungeduldigen Aerzten die herzzerschneidenden Worte: Ecce Homo!... Die Fühllosen fanden, daß er doch ohne ganz offenbare Todesgefahr weiter könne geführt werden. Mit Mühe schleppte man den fast erstorbenen Greis aus dem Krankenzimmer, legte ihn in eine Senfte, und trat damit die Reise nach Frankreich an.

Sie ging Anfangs nach Parma, wo man ihm einige Erhohlungstage vergönnte. Weil aber unterdessen die kaiserl. Truppen Siege auf Siege häuften, die Republikaner stets weiter und weiter zurück drängten, und ein Corps derselben schnell gegen Parma an-

rückte, so wurde der Papst eilig wieder von dort weg und nach Turin geführt.

Von Turin brachte man ihn zu Anfang des Monaths April nach Briançon, einer in den höchsten Alpen der Provinz Dauphiné mitten in beynahe ewigem Schnee gelegenen Festung und schaudervollen Wildniß. Dieser Platz sollte, nach einem Beschluß des Directoriums, der künftige Aufenthalt des Papstes seyn.

Die fortwährenden Siege der Oestreicher vereitelten manchen Beschluß des Directoriums, auch diesen. Die Truppen der beyden Kaiserhöfe drangen schnell bis Turin vor, und sogleich war die Stadt in ihrer Gewalt. Briançon liegt dicht an der piemontesischen Grenze, und war nach dem Fall von Turin kein sicherer Platz mehr. Neuer

Befehl, den Papst nach Grenoble, und von dort nach Umständen weiter in das Innere von Frankreich zu führen.

Ueber diese Behandlung läßt sich kaum etwas Ausdruckvolleres sagen, als folgende Stelle eines bekannten Gelehrten:

„Von allen schreyenden Barbareyen, welche die Geschichte der französischen Republik ausmachen, ist schwerlich eine empörender als die kaltblütige und systematische Grausamkeit des Directoriums gegen den Papst. Nie verdiente eine Behandlung mit so vielem Rechte mörderisch genannt zu werden. Minder unmenschlich würde es gewesen seyn, wenn man das graue Haupt Pius des VI. dem Stahle des Henkers hingehalten hätte, als daß man mit so überlegter Boßheit seinen geheiligten Charakter mißhandelt, ihn

geflissentlich mit Schmach und Unbilden überhäuft, aus seinem geplünderten Pallast in ein fremdes Land wegschleppt, die letzten Zuckungen des sterbenden Greises von Kerker zu Kerker zur Schau herumführt, und ihm das Leben nur darum zu lassen scheint, damit er seinen Leidensbecher bis auf den letzten Tropfen ausschlürfe."

„Und gegen wen üben sie diese gräßliche Gewaltthätigkeit aus? gegen einen achtzigjährigen, an der Pforte der Ewigkeit, die ihm bald aufgethan werden soll, harrenden Greis; gegen einen schwächlichen Oberpriester, dessen Mäßigung, Sanftmuth, stiller und ungeheuchelter Frömmigkeit auch diejenigen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sich zur Kirche Roms nicht bekennen; gegen einen Regenten ohne Staat, ohne Macht, ohne Vertheidigung, dem sie den Frieden

verkauft haben, um unter der Larve der Freundschaft, die Treue seines Volks zu verführen; über den sie mitten im Frieden hergefallen sind; den sie unterdrückt, ausgeplündert, seines Thrones und seiner Freyheit beraubt haben, ohne daß er sich auch nur widersetzt, ohne daß ihrer Armee auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre. Was können sie von seiner Hinfälligkeit zu befürchten haben? welchen Vortheil, welche Sicherheit kann ihnen diese zwecklose Grausamkeit gewähren? Was konnte ihnen der mit dem Tode ringende Papst schaden, dessen Tod oder Entfernung weder auf das Loos seiner Staaten noch seiner Kirche den geringsten Einfluß hat? Wollen sie sich seiner als einer Geisel versichern? oder hat ihnen der Fanatismus der Philosophie darum angelegen, die Zahl der ihm zu Ehren geschlachteten Märterer mit dem Oberhaupte einer Religion, deren Vernichtung sein Zweck ist, zu vergrößern?

hätten sie wider Alexander den VI. schimpfli-
cher und grausamer verfahren können, als
sie gegen den väterlichen und zagenden
Pius VI. verfuhren."

Die Grausamkeit der französischen Macht-
haber wurde dem leidenden Pius von einer an-
deren Seite einiger Maßen vergütet. Nicht
nur in den italiänischen Provinzen, durch wel-
che seine Reise ging, sondern selbst in Frank-
reich erweckte seine Erscheinung ein allgemei-
nes Interesse; nicht bloß das Interesse der
Neugierde, sondern jenes des Mitleids, der
Theilnahme, der Verehrung, und selbst der
Devotion. Häufig strömten die Leute, so wohl
auf dem platten Lande als auch in Städten
an den Wagen des Reisenden, hoben ihre
Hände gegen ihn empor, und bathen um sei-
nen päpstlichen Segen. In Italien ließ es die
militärische Bedeckung (den der erhabene

Staatsgefangene war stets mit einer Rotte ausgesuchter wilder Kriegsknechte umgeben) noch angehen; aber auf dem französischen Boden that sie alles, um die auflebenden Gefühle von Menschlichkeit und Religiosität bey ihren Landsleuten zu vereiteln. Oft ließ der Anführer der Soldaten-Begleitung an dem Wagen, worin Pius war, die Vorhänge herunter ziehen, um seine Person den Theilnehmenden zu verbergen. In ein paar Landstädtchen befürchtete die republikanische Munizipalität sogar, die Ankunft des Papstes könnte eine Gährung und einen Tumult unter den Einwohnern verursachen, und sperrte deßwegen sogar die Stadtthore.

Unter solchen abwechselnden Auftritten von Achtung und Kränkung ging die Reise nach Grenoble, und dann nach Valence an der Rhone. Diese lange, durch sehr gebirgige

Provinzen gemachte Reise, von Florenz bis an die Grenze der Dauphine, welche jeden jungen kraftvollen Mann hart mitnehmen würde, mußte den entkräfteten Papst unvermeidlich an den Rand des Grabes bringen; auch waren seine Beine von dieser Zeit an gänzlich ohne Gefühl und erstorben.

Wenn den aus Frankreich kommenden Nachrichten zu trauen ist, so wurde Pius seit seiner Ankunft in Valence um ein merkliches besser behandelt, als bis dahin; man soll ihm dort eine geräumige gesunde Wohnung angewiesen, und ihm etwas menschlicher begegnet haben. Kaum war er eine kurze Weile daselbst, und begann sich von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten etwas zu erhohlen, als ein neuer Befehl des Directoriums verordnete, ihn nach Dijon in Burgund zu bringen.

Diese letzte Reise machte er jedoch nicht mehr; sein Körper war so sehr geschwächt, daß er durchaus keiner anstrengenden Bewegung mehr fähig war. Man wartete einige Zeit ab, die neue Wanderschaft mit ihm vorzunehmen, in der Meinung, er würde vielleicht noch zu einigen Kräften kommen, er wurde aber im Gegentheil immer schwächer, und verlor endlich auf einige Tage beynahe alles Gefühl und alle Besinnungskraft. Der Zustand des Unterleibes hatte den Brand verursacht, welcher nun auch die Eingeweide und die edlern Theile angriff. Plötzlich kam er am 19. August wieder zu sich; erkannte die Umstehenden, rief den Bischof von Korinth zu sich, sagte ihm, daß er sich sterben fühle, und ersuchte ihn, seinem Nachfolger in seinem Nahmen zu sagen: derselbe solle den Franzosen verzeihen, wie er (Pius) ihnen auch verzeihe.

Er starb; und diese letzten Worte von ihm beweisen, daß er ganz nach der Vorschrift desjenigen starb, dessen Statthalter auf Erden er gewesen war.

XVII.

Ueber den persönlichen Charakter Pius VI.

Das Betragen eines Mannes in einer öffentlichen und ausgezeichnet erhabenen Stelle, besonders wenn er ein ganzes Vierteljahrhundert darauf steht, mahlt schon größten Theils durch sein Benehmen, bey Vorfällen von aller Art, seinen eigenthümlichen Charakter.

Dieß ist der Fall mit Pius VI. Ein sonderbarer Zufall ist, daß wirklich nach den

Angaben der Tradition, seit der Gründung der päpstlichen Macht keiner seiner Vorfahren so lange den Stuhl Petri besessen hat; und zu seinem Ruhm muß man bekennen, daß ihn eben nicht gar viele seiner Vorfahren mit so wohlverdientem Ruhme besaßen.

Seine öffentlichen, so wohl kirchlichen als politischen Angelegenheiten sind in dem Verlauf dieser kurzen Geschichte schon wesentlich dargestellt worden.

Pius VI. hatte viele glänzende Eigenschaften, und keine auffallende Schattenseite. Was seine Moralität betrifft, darüber hat sich auch die kühnste Lästersucht keine Ausfälle erlaubt. Sein Geist war cultivirt, und leicht und viel umfassend; sein Aeußeres war edel und zuvorkommend; im Sprechen drückte er sich ungezwungen und angenehm aus; er hat-

te wissenschaftliche Kenntnisse und Einsichten, so viel deren immer ein Mann von seinem Zeitalter und von seinem Vaterlande haben konnte. Für die Künste hägte er einen entschiedenen und geläuterten Geschmack. Man weiß kein Beyspiel, daß er jemand anhaltend oder mit überlegten Willen gehaßt oder verfolgt hätte; wohl aber hat man eine Menge von Beweisen über seine Güte und Wohlthätigkeit.

In minder stürmischen und harten Zeiten würde er als einer der klügsten und besten Souveräns geglänzt haben. Er legte die berühmte Sacristey bey der St. Peterskirche an, welche ohne Zweifel seinen Nahmen verherrlichet, aber für sein Zeitalter eine etwas zu kostbare Unternehmung war, indem sie gegen anderthalb Millionen Scudi kostete.

Er war es, der noch als Schatzmeister der apostolischen Kammer Papst Clemens XIV. bewog, das in der Folge so genannte clementinische Museum anzulegen. Die berühmte Statue des Apollo von Belvedere stand damahls noch wie verwiesen in einem unansehnlichen Hofe des Vatican, der Prälat Braschi kam auf den glücklichen Einfall, eine Sammlung von Denkmahlen des Alterthums daselbst herzustellen. Als er selbst Papst wurde, setzte er das unter seinem Vorgänger angefangene Werk mit Eifer fort: er baute rings um den Hof, worin die Statue des oben erwähnten Apollo stand, eine Reihe von Säulen, die nach und nach mit Statuen, Büsten, Basreliefs und anderen Ueberbleibseln der Kunst aus den schönsten Zeiten der römischen und griechischen Kunst-Epochen angefüllt wurden. Er behielt sich das Recht bevor, bey allen

Gelegenheiten, wo man innerhalb der Grenzen des Kirchenstaats solche Denkmahle aus der Erde hervor grub, oder sonst durch Zufall auffand, der erste Käufer zu seyn: diese Schätze der Kunst wurden dann in das Museum gebracht, welches er wegen der von ihm gemachten Bereicherung mit Recht das Museum Pio-Clementinum nannte, und welches, vor der durch die Franzosen gemachten Plünderung, in dieser Art von Kunstsammlungen unstreitig das erste in der Welt war. Nicht zufrieden, diese Sammlung denjenigen unter die Augen zu stellen, welche persönlich Gelegenheit hatten, nach Rom zu kommen, besorgte er eine Abbildung davon in prächtigen und getreuen Kupferstichen, welche im Jahr 1783 angefangen, bis auf sechs Bände fortgesetzt, im Jahr 1792 aber wegen dem aus-

gebrochenen französischen Kriege eingestellt wurde.

Man hat ihm über den Nepotismus und über die lehrische Erbschaftssache Vorwürfe gemacht. Ohne ihn darüber gänzlich rechtfertigen zu wollen, muß man doch gestehen, daß er in Betreff des ersten große Beyspiele, und über die zweyte einen ordentlichen Rechtsspruch für sich hatte.

Es gibt Leute, welche zu behaupten suchen, daß sich Pius in den französischen Revolutions-Angelegenheiten nicht nach den Vorschriften der Klugheit und Billigkeit benommen habe. Die Zeit hat gelehrt, daß ein solcher Vorwurf ganz grundlos, und bloß dazu erfunden sey, die Unthaten jener Revolution zu beschönigen. Gegen einen unverschämten Stärkeren hilft keine Klug-

heit, keine Nachgiebigkeit, keine Ehrlichkeit. Hat nicht Piemont, Lucca, Toscana, Neapel, das nähmliche Schicksal erfahren? — Nachgiebigkeit, Neutralität, Verträge mit schwerem Gelde erkauft, Vorschüsse, Begünstigungen, Anleihen, sogar Allianzen, schützten diese Staaten eben so wenig vor der politischen Vernichtung, als den Kirchenstaat. Nur eine vollkommene politische Blödsinnigkeit, oder versteckte Boßheit können heut zu Tage noch behaupten, daß es in der Macht des Papstes stand, die Revolution seines Landes zu verhindern. Seit zwey Jahren ist es aller Welt klar, daß es in dem Raubsystem des französischen Directoriums schon seit lange festgesetzt war, ganz Italien zu plündern und zu demokratisiren.

Inhalt.

Seite.

I. Geburt und Vaterland Pius VI. — Seine erste Beschäftigungen in Rom. — Er wird Schatzmeister, Cardinal, und endlich Papst. . . . 3

II. Erste Verfügungen des Papstes in Regierungssachen. — Streitige Verhandlungen mit Spanien, Preußen und Rußland. 19

III. Austrocknung der pontinischen Sümpfe. 34

IV. Verhandlungen des Papstes mit Kaiser Joseph II. — Seine Reise nach Wien. 44

V. Besuch des Kaiser Josephs bey dem Papst. 77

VI. Verhandlungen Pius VI. mit dem toscanischen Hofe. 86

VII. Verhandlungen Pius VI. mit dem neapolitanischen Hofe. . . . 99

VIII. Verhältnisse des Papstes mit Venedig, mit Portugall, mit Schweden, mit den nordamerikanischen Staaten. 112

IX. Ueber die innere Verwaltung des Kirchenstaates. 122

X. Verhältnisse des Papstes mit Frankreich vor der Revolution. — Erste

Seite.

Eingriffe der National-Versammlung in die päpstlichen Rechte. . . 130
XI. Benehmen des Papstes in Betreff des französischen Priestereides. — Anstalten zur Sicherheit des Kirchenstaates. — Vorfall mit Basseville. 145
XII. Vorfälle vom Jahre 1795. — Bonaparte besetzt Bologna und Ferrara. — Waffenstillstand und dessen Bedingungen. — Französische Commissärs in Rom. — Vergebliche Unterhandlung in Florenz. . . . 161
XIII. Neue Vertheidigungsanstalten des Papstes. — Bonaparte fängt den Krieg an und rückt vor. — Friede zu Tolentino und dessen Folgen. . 183
XIV. Krieg mit den Cisalpinern. — Aufstand in Rom und Tod des General Düphot. — Einmarsch der Franzosen in Rom. . . . 199
XV. Revolution von Rom. . . 223
XVI. Schicksal Pius VI. — Sein Aufenthalt in Toscana. — Seine gewaltsame Abführung nach Frankreich. — Sein Tod. . . . 232
XVII. Ueber den persönlichen Charakter Pius VI. . . . 256

Bey J. V. Degen, Buchhändler in Wien am Michaelerplatze, der k. k. Reitschule gegen über, sind zu haben:

Dümouriez über den Krieg. Erstes Häft. Rechtmäßigkeit des Krieges. Vorfälle beym Ausbruche des Krieges. Wesentliche Beschaffenheit dieses Krieges. Plan des Krieges. Aussicht auf die Folgen des Krieges. Überblick der gegenwärtigen Lage von Europa. Im Aprill 1799. 8. auf Holländp. br. 45 kr. Auf Druckpapier br. 30 kr.

Dümouriez und Mallet dü Pan, über den Krieg. Zweytes Häft. Über die Bestimmung der Brester Flotte. Fortsetzung des Aufsatzes: Überblick der gegenwärtigen Lage vou Europa. Vergleichung der Lage der Dinge im Jahre 1792 mit der gegenwärtigen. Im May 1799. 8. auf Holländp. br. 45 kr. auf Druckp. br. 30 kr.

Dümouriez und Mallet dü Pan, über den Krieg. Drittes Häft. Stand der französischen Armeen bey Eröffnung des Feldzugs. Übersicht der Kriegsbegebenheiten. Fortsetzung des Aufsatzes: Überblick der gegenwärtigen Lage von Europa. Über das Betragen des Directoriums gegen den Papst. Instruction des Generals Scherer. Im Juny 1799. 8. auf Holländp. br. 45 kr. auf Druckp. br. 30 kr.

Carnot's, Exdirectors und Stifters der französischen Republik, Rechtfertigung vor dem Richterstuhle von Europa. 8. auf Holländerpapier broschirt 48 kr., auf Druckpapier 36 kr.

Cassandra, oder einige Betrachtungen über die französische Revolution und gegenwärtige Lage

von Europa, 1799. Aus dem Französischen übersetzt von Kilmary, 8. Cairo, Maltha, Corfu, Zante und Zephalonien, mit einem satyrischen Titelkupfer 48 kr. broschirt 54 kr.

Laharpe vom Fanatismus in der Religionssprache, oder von der Verfolgung der christlichen Religion und ihrer Diener durch die Barbaren des achtzehnten Jahrhundertes; aus dem Französischen übersetzt, 8. Wien, broschirt 1 fl.

Bothschaft des französischen Directoriums an den Rath der Fünfhundert, wegen des Krieges gegen das Haus Österreich und den Großherzog von Toscana, nebst einer höchst nöthigen Beylage zu dieser Bothschaft, mit Anmerkungen, 8. 1799 gefalzt 12 kr.

Testamento della fu Republica Cisalpina aggiuntavi. La relazione uffiziale della di lei malattia è morte spedita al Direttorio Francese dal medico della defunta. 8. gefalzt 24 kr.

Testament der weil. cisalpinischen Republik, sammt dem officielen Berichte über ihre Krankheit und Tod, wie solcher an das französische Directorium von dem Leibarzte der Verblichenen abgeschickt worden. 8. auf feinem Papier, gefalzt 18 kr., Schreibpapier 12 kr.

Wörterbuch der französischen Revolutionssprache, 8. 1799. gefalzt 12 kr.

Bernadotte's Friedens- und Kriegsgeschichte, von Sebastian, derzeit wohlbestelltem Landbothen. 8. 1799. gefalzt 12 kr.

Aufruf eines Deutschen an die französischen Soldaten. Französisch und deutsch. 4. 3 kr.

Appel d'un Allemand aux Soldats français. 4. 3 kr.

Aufruf eines Italiäners an die französischen Soldaten. 4. 3 kr.

Soldats français. 4. 3 kr.

Dankadresse des geretteten deutschen Vaterlandes, an die tapfern siegreichen Armeen am Rheine und in Tyrol. 4. 3 kr.

Empfindungen eines österreichischen Unterthans bey der Jahresfeyer des 17. Apr. 8. 1799. gefalzt 7 kr.

Réflexion sur la Sommation faite par le Général Bernadotte au Rhingrave de Salm, Commendant de la Forteresse de Philippsbourg. 8. Ratisbonne, 1799. 6 kr.

Bemerkungen über die Aufforderung des General Bernadotte an den Rheingrafen von Salm, Commendanten der Festung Philippsburg. 8. Regensburg. 1799. 6 kr.

Aufruf eines Deutschen an die Völker Germaniens. Folio. 3 kr.

Kaiserlich = allergnädigstes Commissionsdecret an die hochlöbliche allgemeine Reichsversammlung zu Regensburg dd. 4. April 1799, wodurch derselben die kaiserliche reichsoberhauptliche Erklärung an die Reichsfriedens-Deputation zu Rastadt mitgetheilet wird. Folio. Regensburg, 6 kr.

Brindisi estemporanei fatti à l'Augarten. 4. 3 kr.

Patriotische Gesundheiten, welche bey einem Mittagessen gebracht wurden, das mehrere Italiäner zu Bezeugung ihrer Freude über die von den kaiserl. österreichisch - russischen Armeen erfochtenen Siege den 9. May 1799 im Augarten mit einander hielten. Von

Guiseppe de Cerpani, einem Mayländer. 4. 3 kr.

Speciel-Charte der Stadt und Gegend von Mantua, gestochen von Ch. Junker; auf schönen Velin-Papier 30 kr. auf ordinären 24 kr.

Kaiserlich-allergnädigstes Hofdecret an die allgemeine Reichsversammlung zu Regensburg dd. 6. Juny 1799, wegen des mit den zum Reichsfriedens-Congresse bevollmächtigten französischen Ministern bey ihrer nächtlichen Abreise von Rastadt sich ergebenen leidigen Vorfalles. Folio. 6 kr.

Bemerkungen über das Schicksal der französischen Congreß-Gesandten zu Rastadt. 8. gefalzt 12 kr.

Confession d'une Grande Dame. Sur l'air: Du reveil du peuple. 8. gefalzt 6 kr.

Les Révélation du Général Buonaparte aux Débris de son Armée. A Jaffa le 28. Floréal (le 17. May) 8. gefalzt 6. kr.

Nouvel Appel des Peuples de l'Europe au Peuple françois, rendu à sa Raison et à ses Limites. 4. 3 kr.

Réflexions sur la Catastrophe des Ministres de la République françoise à Rastadt. 8. gefalzt 12 kr.

Ueber die Ermordung der französischen Congreß-Gesandten. Von Friederich Genz. 8. gefalzt 12 kr.

Offenbarung des Bonaparte an seine noch übrige Armee in Jaffa den 28. Floreal (17. May). 8. gefalzt 6 kr.

Franz der Retter. Ode an Deutschland. Von

Ignaz Liebel, Professor der sch. W. 1799. 4. 6 kr.

Ueber die Ursachen des Umsturzes der ehemahligen Republik in England, als ein Vorbild derer, welche den Fall der jetzigen Republik in Frankreich nach sich ziehen werden. Von Boulay (de la Meurthe.) Volksrepresentanten. 8. kostet broschirt 36 Kreuzer.

Darstellung der neuesten Unmenschlichkeiten, Grausamkeiten und Schandthaten der Franzosen, in Aegypten, Italien, der Schweiz, am Rheine und in Frankreich selbst. 8. broschirt 18 kr.

Einige Bemerkungen über die Gegenwart und einige Blicke in die Zukunft. Geschrieben in und für Oesterreich. Von Marc. Anton Gotsch, k. k. Prof. der allgem. Geschichte u. s. w. 8. gefalzt 6 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Geschichte Papst Pius des Sechsten

[Wien] 1799

J.publ.e. 53 y#Beibd.6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10555379-7
VD18 14663155-001